

Die

Sage vom Tell

aufs Neue kritisch untersucht

von

Dr. Ludwig Häusser.



Eine von der philosophischen Facultät der Universität Heidelberg gekrönte Preisschrift.

Heidelberg,
in der akademischen Buchhandlung von J. C. B. Mohr.

1840.



Ἐς μὲν ἀκρόασιν ἴσως το μὴ μυθῶδες αὐτῶν ἀτερπέστερον φανεῖται. —

Thucyd. I. 22.

Den

Hochverehrtesten Mitgliedern

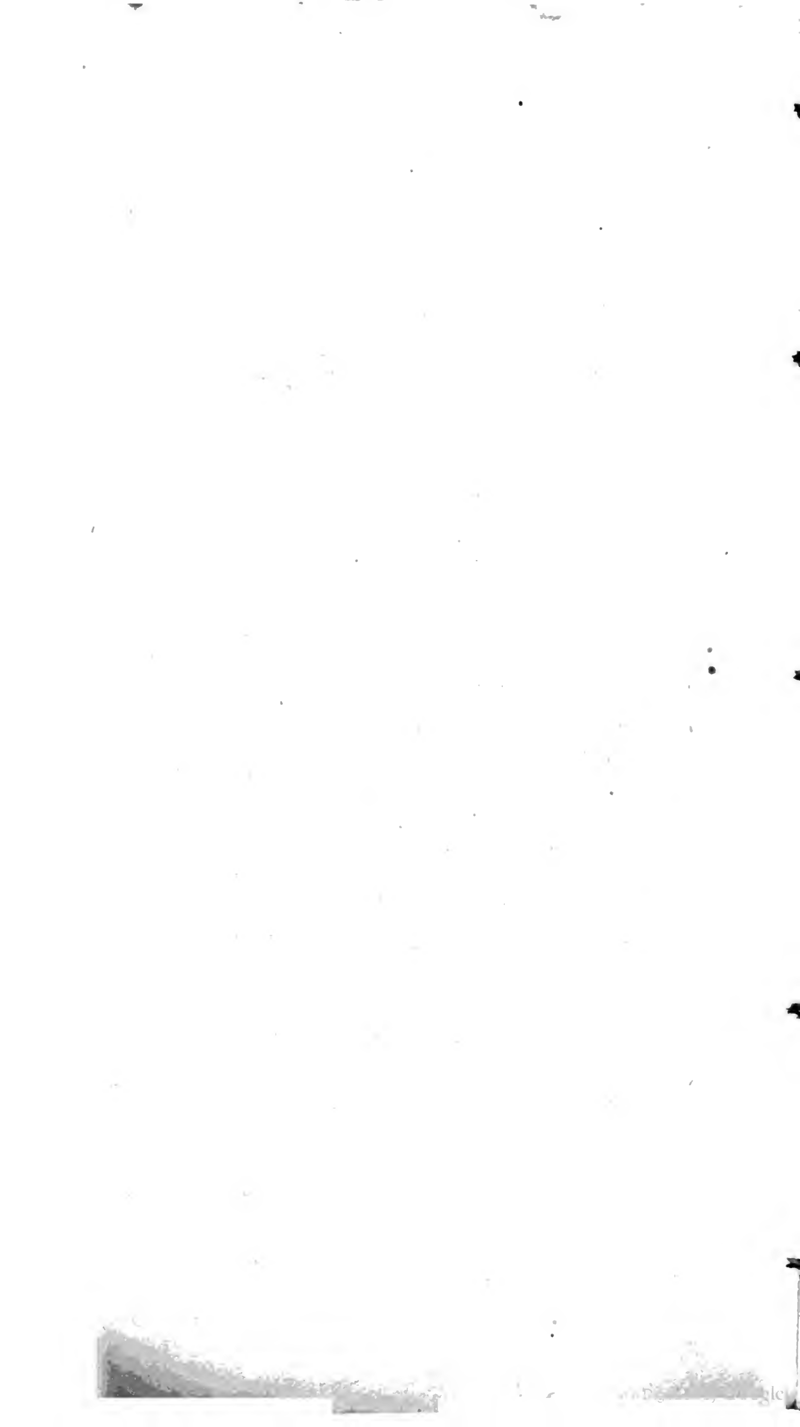
der

Philosophischen Facultät zu Heidelberg,

den Herren:

Geh. Rath Dr. Creuzer,
Geh. Hofrath Dr. Muncke,
Hofrath Dr. Schweins,
Geh. Rath Dr. Schlosser,
Geh. Rath Dr. von Leonhard,
Geh. Hofrath Dr. Rau,
Hofrath Dr. Baehr,
Professor Dr. Bronn

ehrfurchtsvoll und dankbar
gewidmet.



Hochverehrteste Herren!

In der Kette dankbarer Erinnerungen, welche mich an den Ort fesseln, wo ich meine geistige Erziehung empfangen, bildet das Andenken an Ihre Belehrung, an Ihren freundlichen Umgang, das schönste Glied, und mit Freuden nehme ich die Gelegenheit wahr, diese Gesinnung gegen Sie öffentlich an den Tag zu legen. Empfangen Sie als einen kleinen Beweis meines innigen

Dankgefühls vorliegenden Versuch, dem Sie mit gütiger Nachsicht eine aufmunternde Anerkennung zu Theil werden ließen, und bewahren Sie mir die freundliche Theilnahme, mit welcher Sie bisher mein Streben beförderten. —

Dr. L. Häusser.

Vorrede.

Die Veranlassung zu vorliegender Schrift ist auf dem Titelblatt ausgesprochen. Durch Kopp's und Ideler's Forschungen nämlich war die vielbesprochene Frage von Neuem angeregt, aber noch keineswegs erschöpft worden; dies veranlaßte die hiesige philosophische Facultät im Jahr 1836 folgende Preisaufgabe zu stellen:

> „Quae de origine foederis Helvetici, de Gessleri ac Tellii rebus vulgo traduntur, post Koppium Idelerumque denuo disquirantur, simulque accuratius quam ab utroque factum est, dispute tur de fide historica fontium, ex quibusista narratio ad nostra usque tempora fluxit.“ —

Des unterzeichneten Verfassers Beantwortung erhielt den Preis. Er wartete indessen mit der Bekanntmachung derselben, um nach nochmaliger Prüfung der Sache und einer völligen Umgestaltung der Form (denn die Arbeit war lateinisch geschrieben) dieselbe dem Pub-

likum vorzulegen. Einzelnes abgerechnet, was der Verfasser für passend hielt, einzuschalten oder wegzulassen, blieb die Schrift im Wesentlichen ganz dieselbe, wie vor drei Jahren, und die Ansicht welche er damals von der Sache hatte, erlitt auch jetzt keine Aenderung oder Beschränkung.

Wenn nun aber die Untersuchung an sich schon zu den anziehenderen Punkten der geschichtlichen Forschung gehört, so muß sie an allgemeinerem Interesse besonders jetzt gewinnen, wo man sich so gern dem Geschäfte hingibt, längst Geglaubtes zweifelnd anzugreifen und sonst allgemein Anerkanntes zu verneinen. Freilich liegt aber eben darin auch die ernste Anforderung an uns Alle, uns vor den Extremen zu bewahren, welche bei jeder lebhaften Erörterung wissenschaftlicher Punkte dem Wahren und Rechten stets zur Seite gehen. — Es hat nämlich unsere Zeit, in allen wissenschaftlichen Fächern, besonders aber in der Geschichte, die rein kritische Forschung zu einem der Hauptmomente erhoben und sie gefällt sich ungemein darin, das Ueberlieferte einem kritischen Zersetzungsprozeß zu unterwerfen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob man darin bisweilen nicht zu weit gegangen sey und dem Einfachen und Wahren nicht oft das geistreiche Spiel eines übertriebenen Skepticismus vorgezogen habe. Ein solches Extrem ist um so merkwürdiger, dem Denkenden freilich auch um so erklärlicher, als sich auf der andern Seite die gelehrte, gründliche Welt, oft durch so plumpe Täuschungen hat irre führen lassen, daß es fast scheinen möchte, als habe

ein boshafter Dämon dem fortgeschrittenen Jahrhundert, das sich so gern in den Panzer kritischer Vorsicht hüllt, recht handgreiflich die Unzulänglichkeit seines Urtheils vor Augen bringen wollen. Wir müssen deßhalb recht sehr auf uns selber achten und uns hüten, daß wir nicht die niedern Mauern überspringen, die uns auf der einen Seite von Zweifelsucht, auf der andern von allzu gutmüthigem Glauben trennen. —

Weil nun aber Zweifel und Glauben sich jezt als so schneidende Gegensätze gegenüberstehen, kann es auch nicht fehlen, daß die gehässige Leidenschaft sich mit hineinmischt, besonders wenn es Gegenstände angeht, die nicht blos wissenschaftliches Interesse haben, sondern wo zugleich die theuersten Ueberzeugungen mancher Klassen feindseelig dadurch berührt werden. Man hat bisweilen den Zweifel an Christus und den Zweifel an Tell von einer und derselben Quelle abgeleitet und beide einem böswilligen Skeptisiren zugeschrieben. Wir wollen darauf nicht weiter eingehen, geben indessen gern zu, daß es kaum zwey Punkte in der Geschichte gibt, wo jene negative Prüfung tiefer und feindseeliger in das menschliche Gemüth eindringt, als hier; bei beiden Fragen hat der Zweifler nicht blos mit Gründen und Einwänden zu kämpfen, sondern er hat zugleich zwey der schönsten Regungen des menschlichen Gemüths, den religiösen und den patriotischen Glauben, gegen sich. Man hat daher, wie schon bemerkt, beide Angriffe, die auf Christus wie den auf Tell, in eine Klasse geworfen und in beiden Stoffen die Mythuserklärer mit dem Banne belegt. Ein

solches Verfahren scheint uns aber leidenschaftlich und ungerecht zu seyn, und der unpartheiische Beobachter wäre fast versucht, aus dem Gebrauche solcher Mittel auf einen schwachen Vertheidigungszustand der Gläubigen zu schließen. —

Zudem scheint uns aber bei der Untersuchung über Tell wohl berücksichtiget werden zu müssen, daß man es doch eigentlich nicht mit dem ächten Patriotismus, dem Wahrheit am Ende über Alles gilt, zu thun hat, sondern daß blos ein patriotischer Wahn feindseelig dadurch berührt wird, der sich lieber an das Flittergold als an das ächte hängt. Wer aber hier unbefangen und rücksichtslos die Sage von der Geschichte zu scheiden sucht, der möchte, nach unserer Ansicht, wohl eine aufmunternde Anerkennung von Seiten der Freunde ächter Historie verdienen. —

Der Verfasser dieser Abhandlung konnte sich weder mit der äussersten Skepsis befreunden, noch mit dem unbedingten Glauben; er hat sich in der Einleitung gegen jene ebenso entschieden erklärt, wie gegen diesen; allein eben deßhalb, weil er es versucht hat beide Extreme zu versöhnen und dadurch zu einem Resultate gekommen ist, welches weder der Ansicht der Zweifler noch dem gläubigen Patrioten völlig huldigt, darf er um so weniger auf allgemeinen Beifall hoffen. — Denn der entschiedene Skeptiker hat immer eine große Anzahl Gleichgesinnter für sich; der Gläubige ohnehin die Mehrzahl; wer aber zwischen zwei Extremen den Mittelweg sucht, der hat beide gegen sich

und nur die stille Anerkennung der Unbefangenen bleibt ihm getreu. —

Indessen, wem es um Ergründung des Wahren aufrichtig zu thun ist, darf sich dadurch nicht abschrecken lassen; redliches Erforschen, unbefangenes Beurtheilen vermag ihn am besten vor den Klippen der Uebertreibung zu sichern. —

Was nun die Grundsätze angeht, die den Verfasser leiteten, so hat er sich darüber ausführlich in der Einleitung ausgesprochen. Er hat dort auch erklärt, was er als den wesentlichsten und hauptsächlichsten Punkt der Frage betrachte — nämlich das Verhältniß Wilhelm Tell's zur Erhebung und Befreiung der Schweiz. Für den kritischen Historiker muß dieß allerdings der wichtigste Theil der Untersuchung seyn und hierauf muß er seine ganze Kraft concentriren; allein es tritt uns bei der Tellsgeschichte noch ein anderes allgemeineres Interesse entgegen, auf das wir hier nur mit wenigen Worten hindeuten wollen. Hier nämlich haben wir ganz besonders Gelegenheit, die Volkssage in ihrer Entstehungsgeschichte zu belauschen und wahrzunehmen, wie bei Begebenheiten, deren Anfänge klein, deren Folgen groß sind, die Fabel sich unbemerkt in die Geschichte eindrängt und das weitverzweigte Factum auf den Namen einer einzelnen Person übertragen wird. Wir haben im Verlauf der Untersuchung mehrmals auf diese Seite aufmerksam zu machen gesucht. —

Im Uebrigen glaubt der Verfasser hier nur noch über einen Gegenstand der Arbeit sich erklären zu müssen —

nämlich über die Quellen. Der Verfasser war der Ansicht, die wichtigsten Stellen derselben unverkürzt in den Text aufzunehmen, damit der Leser sein eignes Urtheil sogleich mit dem des Verfassers vergleichen könne; auf die minder wichtigen Quellen dagegen blos zu verweisen, um das Büchlein nicht ohne Noth zu vergrößern. Die wenigen lateinischen Stellen, die indessen zum Beweis der Sache von wesentlicher Bedeutung sind, hat er nach dem Wunsche des Herrn Verlegers, teutsch übersetzt, und diese Uebertragung in der Beilage der Schrift hinzugefügt. —

Heidelberg, am 1. December 1839.

Dr. L. Häusser.

Inhalt.

Zweite Abtheilung.

Einleitung.

Schon seit länger als einem Jahrhundert ist es einer der Lieblingsgegenstände der historischen Kritik gewesen, die Frage über Tell und sein Verhältniß zur Befreiung der Schweiz zu erörtern. Ein großer Dichter hat es der Mühe werth gefunden, den romantischen Stoff zum Gegenstand seiner tragischen Muse zu machen, und so ward die Geschichte, wie sie uns durch Tradition überliefert ward, aus dem engen Kreis der Gelehrten in den des größeren Publikums gezogen. Je lebhafteren Antheil das letztere an der Entscheidung der Frage nahm, desto eifriger widmeten sich die ersteren einer wiederholten Untersuchung, allein dessenungeachtet ist es den Bemühungen tüchtiger Geschichtsforscher bis jetzt noch nicht gelungen, ein Resultat zu gewinnen, dem man nicht durch bedeutende Einwürfe begegnen und dessen unfehlbare Richtigkeit man nicht durch gewichtige Gegengründe zu erschüttern vermöchte. — Davon war aber zunächst die Beschaffenheit der Frage selbst die Hauptursache, indem man bei ihr ganz besonders Dinge einzumischen pflegte, die mit dem eigentlichen Gehalt der Frage nur in sehr entfernter Beziehung standen. Es machte sich nämlich bei den meisten dieser Untersuchungen nicht blos das rein wissenschaftliche Ansehen der Quellen und Gründe geltend, sondern ein gehässiger, der Wahrheit ungemein feindseliger, Partheigeist trat in die Mitte, verwirrte den ursprünglich blos wissenschaftlichen Standpunkt der Frage, gab ihr eine politische Bedeutung und bewirkte, daß selbst wiederholte und sorgfältige Untersuchungen nicht von der Befangenheit frei blieben, zu welcher theils der

1

maßlose Glaubenseifer der einen Parthey, theils die übertriebene Zweifelsucht der andern veranlaßten. — Das Mannhafte und Heldenmüthige in der Erscheinung Tells und seiner angeblichen That bestach die Einbildungskraft und machte ihn zu einem ergiebigen Stoffe der Volkstradition und der durch sie vermittelten Nationalchronik und Poesie; eine Person und eine That, die man auf diese Weise so hoch geehrt hatte, schien bald nicht mehr ernstlich bezweifelt, noch ihres romantischen Schmuckes beraubt werden zu dürfen, ohne daß man sich einer übertriebenen Zweifelsucht hinzugeben schien. Der angebliche Held der Freiheit war durch die immer wiederholte Lobpreisung eines freien Volkes und den Glanz, mit welchem ihn die Dichtkunst umgab, so hoch gestellt worden, daß man darüber sogar zu vergessen schien, daß Tell den Geßler doch eigentlich auf eine hinterlistige Weise und ohne Gefahr für seine eigne Person ermordet haben sollte. Jenes Volk selber vertheidigte seinen Helden mit um so glühenderem Eifer, je weniger des Volkes frühere Geschichte, als die unbeachtete Geschichte eines armen Hirtenvolkes an bedeutsamen und glänzenden Momenten reich war und je mehr dasselbe im stolzen Gefühl seiner errungenen Freiheit und dessen, was sie eben durch diese Freiheit später geworden waren, einen glänzenden Anfangspunkt derselben durchaus nicht aufgeben wollte. So sehr war der Glaube an Tell im Lauf der Jahrhunderte für das Schweizervolk zu einem eigentlichen Glaubensartikel, zu einer theuern Herzensangelegenheit geworden, daß es gleichsam für einen Verrath am Vaterlande galt, gegen die Wahrheit der Tellshistorie zweifelnd aufzutreten. Schweizer, welche dieß wagten, mußten sorgfältig ihren Namen verhüllen und sahen ihre Arbeit als Schandschrift öffentlich verbrennen, gleich als wenn damit die Sache für immer erledigt gewesen wäre. — Andere, welche im Verdachte der Autorschaft waren, angesehene Männer, welche, in den Quellen trefflich bewandert, mehr zum Zweifel als zum Glauben geneigt schienen, sahen sich genöthigt, durch

neue wenn auch noch so schwache Vertheidigungen der Tellsage, ihr orthodoxes Glaubensbekenntniß abzulegen, hinter dem sie gleichwohl einen leisen Zweifel nicht zu bergen vermochten. Auch Johannes Müller, welchen man gewöhnlich zu den Anhängern der Volkssage zählt, hat eigentlich nur die angefochtene Existenz eines Tell eifrig vertheidigt, dem übrigen Theil der Sage dagegen läßt er eine so kühle Anerkennung zu Theil werden, daß man seine unbegränzte Orthodoxie mit Recht bezweifeln dürfte. — So ward der Wahrheit und der freien Forschung zum Trotz nicht nur partheiische Befangenheit in die Untersuchung jener Frage hineingetragen, sondern durch gewaltsame Mittel der ruhige Forscher abgeschreckt, wo nicht durch den Mangel der Quellen völlig verhindert, eine Frage zu prüfen, deren verneinende Beantwortung ihn den gröbsten Angriffen eines mißverstandenen Patriotismus aussetzen mußte; daß man aber selbst in unserer Zeit, welche so gern Toleranz und Humanität zu ihren Stichwörtern nimmt, von dieser wissenschaftlichen Verketzerungssucht sich nicht hat frei zu machen wissen, das beweis't die einseitige und befangene Art, mit der man mitunter Kopp's kritische Urkundensammlung aufgenommen hat.

Auf der andern Seite gingen aber auch die Gegner der Tellshistorie nicht immer unbefangen zu Werk. Denn gar zu oft stützten sie sich zu sehr und fast allein auf die Uebereinstimmung mit der von Saxo erzählten skandinavischen Sage, ohne zu bedenken, daß aus der Gleichheit zweier Sagen bei verschiedenen Völkern noch durchaus nicht die Erdichtung der einen von beiden zu folgern ist und daß, um eine Jahrhunderte hindurch allgemein verbreitete und geglaubte Sage zu entkräften, man viel tiefere und gewichtigere Gründe zu Hülfe nehmen muß, als jene Uebereinstimmung der Sage, deren man sich nur dann als Beweises bedienen kann, wenn noch andere entscheidende Gründe gegen die Tradition sprechen. Oft verlor man sich auch viel zu sehr in etymologische Spielereien, aus

denen, wie die Erfahrung zeigt, für Geschichte immer nur ein sehr prekäres Resultat zu gewinnen ist, und die, wenn man sie mißbraucht, das sicherste Mittel sind, Geschichte zu machen, wo keine ist; oder, wo historischer Boden ist, denselben zu unterhöhlen. Besonders verfehlte man aber dadurch die rechte Mitte, daß man, sobald man einmal bemerkt hatte, daß Vieles von dem, was von Tell erzählt wird, urkundlich nicht zu begründen sey, sogleich geneigt war, jede Spur der Sage aus dem Gedächtniß der Menschen auszumerzen und die Erzählung in ihrem ganzen Umfang in das Gebiet der eigentlichen Fiktion zu verwerfen. Daher stehen sich die Ansichten noch immer schroff gegenüber; hier das strengste Festhalten nicht blos an der eigentlichen Thatsache, sondern auch an der geringsten Verzierung und Ausschmückung, mit denen doch, wie die Geschichte lehrt, die dankbare Nachwelt so gern bereit ist, die Vorzeit zu verschönern; dort nicht blos die Verwerfung fabelhafter Zuthaten, sondern auch der Thatsachen und der historischen Grundlagen selber — ein Verfahren das nur durch eine Art gewaltsamer Kritik zu seinem Ende gelangen kann.

Indessen selbst abgesehen von der mehr politischen als wissenschaftlichen Partheisucht, welche sich bei Erörterung der Frage zum Nachtheil der Wahrheit geltend machte und welche den gelehrten Verhandlungen darüber nicht selten jenen gehässigen Anstrich gab, der den politischen Partheischriften oft eigen zu seyn pflegt — selbst abgesehen von diesem verfehlten Standpunkt, von dem aus man die Sache besprach, trug noch ein anderer Umstand ganz besonders dazu bei, eine genügende Lösung zu erschweren. Die wenigen Quellen aus Tells Jahrhundert nämlich, die uns aus der verheerenden Fluth der Zeit gerettet worden sind, die aber bekanntlich zuerst dazu beitrugen, die Tellshistorie in Ungunst zu bringen, gelangten theils, weil sie noch nicht veröffentlicht waren, nur selten in die Hände auswärtiger Forscher; theils wie das bei Leuten zu gehen pflegt, die aus der Geschichte gern ein ihnen bequemes

System machen und deshalb die Mittel oft dem Zweck unterordnen, war man auch auf der andern Seite geneigt, sie als die ersten, die zum Zweifel Anlaß gegeben, zu übersehen oder ihre Berichte wenigstens nur im vorübergehenden zu citiren, nicht aber in ihrem ganzen Umfange zu würdigen. Ja man suchte sie sogar mit der bequemen Bemerkung abzufertigen, eine Nationalsage wie die von Tell habe im Munde des Volkes gelebt und der schriftlichen Erwähnung historischer Werke gar nicht bedurft; mithin sey jenes Stillschweigen der ältesten Chronisten nur sehr gering anzuschlagen. In einer Zeit, wo noch Niemand es sich zur Aufgabe macht, die Geschichte seines Volkes und Landes zu beschreiben, wo man noch gar nicht zu dem Gedanken fortgeschritten war, Geschehenes durch die Schrift erhalten zu wollen, würden wir jene Bemerkung in ihrem ganzen Umfange gelten lassen und gerne glauben, daß in der Zeit der ersten Entwicklung eines Volkes die mündliche Tradition die Geschichte ersetzen muß; allein über eine solche Zeit war das vierzehnte Jahrhundert schon hinaus, man hatte bereits treue und fleißige Chronisten, deren unumgänglichste Pflicht es gewesen wäre, ein historisch so interessantes Faktum, wie die Geschichte von Tell gewesen seyn soll, ausführlich zu berichten. Statt aber diese ältesten Quellen, wie es sich gebührte, zu berücksichtigen, zog man es vor, sich auf andere Chroniken, die meist erst zwei Jahrhunderte nach Tell abgefaßt worden sind, zu berufen und die Begründung jener Erzählung auf ihre aus mancher Ursache unglaubhaften Aussagen zu stützen. Die Folgen dieses mehr oder minder freiwilligen Versehens konnte aber der Erforschung der Wahrheit nur höchst nachtheilig seyn. Denn selbst, wenn jene späteren Quellen, was sie übrigens nicht sind, an sich und durch sich glaubwürdig genug wären, um durch ihre bloße Auctorität eine Thatsache zu erweisen, deren Wahrheit oder Wichtigkeit bereits von früheren Quellen schweigend in Frage gestellt worden ist, selbst dann kann man nicht vorsichtig genug seyn in der Benutzung von Schriftstel-

lern, deren Quellen wir nicht genau kennen und die von dem erzählten Faktum durch eine weite Kluft von zwei Jahrhunderte voll unklarer und verwirrter Ereignisse getrennt sind. Wissen wir ja doch Alle aus dem Verlauf der Geschichte, wie die historischen Anfänge fast eines jeden Volks bei späteren Zeugen ganz anders erscheinen, als bei den früheren unmittelbaren, freilich meistens nur in geringer Anzahl vorhandenen Quellen. Wir wissen ferner, aus älterer wie aus neuerer Geschichte, wie besonders in Zeiten, wo der Sinn für kritische Forschung noch nicht völlig aufgewacht ist, es immer Leute gibt, die sich's zum eigentlichen Geschäfte machen, aus mißverstandenem Patriotismus die unverfälschte Geschichte zu verderben und die Anfänge ihres Volks mit den luftigen Nebelgebilden der Sage zu umgeben. Ihnen ist historische Wahrscheinlichkeit und Autorität der Quellen ziemlich gleichgültig; sie tragen ihre eigene subjective Ansicht, die Ansicht einer viel späteren und in Geist und Charakter völlig verschiedenen Zeit in die Geschichte der grauen Vorzeit über, so daß nicht nur die Wahrheit der einzelnen Fakten, sondern auch das allgemeine Bild der Zeit bei ihnen verloren geht und oft die seltsamsten Undinge an die Stelle beglaubigter Geschichte treten. So gab es schon in der attischen Geschichte Leute genug, die ex professo auf zerstreute Mährchen Jagd machten, und sie in ein System bringend, aus einem völlig unhistorischen Stoffe eine Urgeschichte ihres Vaterlandes zu schaffen suchten. Man hat nun zwar dennoch, so seltsam es auch klingen mag, gar häufig in unsern Tagen an solche Männer den Faden der Geschichte lieber angeknüpft, als an brauchbare Quellen; allein durch solch einen Misbrauch der historischen Forschung wird das Verfahren selbst noch nicht geheiligt. Vielmehr, je eifriger man auf der andern Seite sich bemüht aus Phantasmen, Sagen, Hypothesen und Etymologieen eine Geschichte zu construiren, desto öfter müssen wir hinweisen auf das Eigenthümliche in der Stellung und auf die Schwierigkeiten der Verhältnisse,

durch welche solche mythischen Historiker, ohne es zu wollen, gefesselt sind. Bei Männern, wie die angeführten Sammler der Atthiden, wird man freilich ohnedem schon keine große Glaubwürdigkeit suchen wollen, allein selbst bei einem Livius, dem meisterhaften Darsteller einer in allen ihren Theilen herrlichen Volksgeschichte, wird gewiß Niemand die Einzelnheiten, wie er sie gibt, für eigentliche Thatsachen nehmen; vielmehr wird man genöthigt sein, einzugestehen, daß auch er oft, um Widersprechendes zu vereinigen, der alten Tradition Gewalt angethan, oder, völlig Verschiedenes und durchaus zu Trennendes, auf einen und denselben Namen übertragen habe. Wenn aber selbst ein Livius an einer Klippe scheitern mußte, welche für den eigentlichen Volksgeschichtschreiber allzuschwer zu umgehen ist, sollte man da von einem Schweizerchronisten des sechszehnten Jahrhunderts etwas besseres erwarten? Gewiß nicht! Wir müssen vielmehr, wie unten gezeigt werden wird, besonders bei einem unter ihnen uns mit der größten Vorsicht waffnen und wohl darauf achten, daß wir in dem mit der subjektiven Ansicht des Schriftstellers nur allzu oft eng verknüpften Bericht der Thatsache das Historische von dem Unhistorischen strenge sondern.

Wir glauben, daß diese Andeutungen genügen werden, um den Zustand der Frage und den Fortschritt, der in ihrer Beantwortung gemacht worden ist, zu bezeichnen, und fügen jetzt noch einige Worte bei, um den Leser über den Standpunkt und die Grundsätze zu verständigen, die den Verfasser vorliegender Monographie geleitet haben. —

Vor allem glaubt der Verfasser erklären zu dürfen, daß ihn bei Erörterung dieser Frage keinerlei Vorliebe oder Abneigung, weder ein poetisches noch patriotisches Interesse geleitet hat; er bemühte sich blos den thatsächlichen, rein historischen Grund der Erzählung aufzufinden, daher ihm auch gleichgültig war, ob er sich den Beifall der äußersten Orthodoxen oder äußersten Skeptiker erringen würde oder nicht.

Der Weg, den er einschlug, um ein möglichst unbefangenes Resultat zu gewinnen, war folgender. Er nahm zuerst die oft vernachlässigten Quellen, die aus Tells Zeit stammen, wieder zur Hand, verglich sie mit den Aussagen der Späteren und prüfte die historische Glaubwürdigkeit beider. Jetzt erst, nachdem zu einer kritischen Sonderung der Volkssage von der Geschichte der natürliche Weg gebahnt war, wurde es ihm möglich, zur Beantwortung der eigentlichen Hauptfrage überzugehen. Er kam dabei zu einem Resultate, welches zwar mit keiner der bisherigen extremen Ansichten völlig übereinstimmt, allein das Sichere und Beglaubigte aus jeder dieser Ansichten in sich aufzunehmen suchte. Ohne nämlich im Mindesten absichtlich gesucht zu seyn, schien dasselbe aus den wenigen eigentlich glaubhaften Urkunden von selber hervorzugehen, wobei es sich ergab, daß jede der bisherigen Meinungen einen Theil ihrer Ueberzeugungen in ihm wiederfände, während der Geschichte zugetheilt ward, was ihr zukam, der Sage aber, was allein in ihr phantasiereiches Gebiet gehört. —

Auf dieses Resultat kam der Verfasser zunächst auch durch die genaue Eintheilung des Stoffes und die abgesonderten Prüfung der einzelnen Materien. Das Ziel wornach er streben mußte, war nämlich, die Frage zu beantworten, ob die Person und die Thaten Tells von der Art gewesen seien, daß die Geschichte verpflichtet sei, von denselben eigentlich Notiz zu nehmen. Indem der Verfasser diesen seinen Hauptzweck berücksichtigte, schien es ihm aber, als hätten die Meisten der früheren Bearbeiter bis zum Neuesten herab, den Unterschied zwischen dem historisch Wichtigen und dem historisch Unbedeutsamen nicht genug beachtet, vielmehr beides unter einander gemischt und dem Letzteren bei der Erforschung des eigentlichen Sachverhalts nicht selten sogar einen bedeutenden ihm nicht zustehenden Einfluß auf das Erstere eingeräumt. —

So lange aber nicht nachgewiesen ist, daß Tell in der That eine historische Person, insbesondere der Befreier

der Schweiz war sind die gewöhnlichen Verhältnisse Tells, einer nach ihrer angebornen äußern Stellung ganz unwichtigen Person, mögen dieselben nun wahr oder falsch sein, für die Geschichte von gar keiner Bedeutung. Und selbst dann, wann es gelingen wird zu beweisen, daß Tell an der Befreiung der Schweiz einigen Antheil gehabt hat, werden die einzelnen Schicksale desselben, wie sie die Sage uns aufbewahrt hat, doch nur insoweit von einiger Bedeutung sein, als sie auf den endlichen geschichtlich allein wichtigen Erfolg, die Befreiung der Schweiz, einen unmittelbaren und wesentlichen Einfluß gehabt haben. Zudem ist es gerade bei einem Faktum, das an sich schon so viel Sagenhaftes und Unerwiesenes trägt, doppelt nöthig, das absolut Unerwiesene von dem zu beweisenden Hauptfaktum zu trennen und ihm nicht mehr Zusammenhang mit demselben einzuräumen, als sich im Laufe der Untersuchung von selber ergibt.

Der Verfasser hat es daher für zweckmäßig erachtet, zuerst auf den eigentlichen Kern der Frage, nämlich auf den Beweis der wirklichen Existenz Tells und auf seinen etwaigen Einfluß auf die Befreiung der Schweiz einzugehen; die besonderen Schicksale Tells dagegen, wie die Sage sie erzählt, erst dann zu behandeln, wenn jene Hauptfrage zur Entscheidung gebracht worden ist. Nur auf diesem Wege möchte man auch zu der Einsicht gelangen, ob die Tellfrage überhaupt von irgend einem historischen Interesse, und inwieweit sie es ist.

So viel über des Verfassers Standpunkt und allgemeine Grundsätze, die ihn leiteten. Aus ihnen entsprang die oben angedeutete Eintheilung des gesammten traditionellen Stoffes.

Erste Abtheilung.

Wilhelm Tell, seine Existenz und sein Einfluß auf die Befreiung der Schweiz.

Erster Abschnitt.

Ueber die ersten und unmittelbaren Quellen der eidgenössischen Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts.

Ein jedes Volk überläßt die Anfänge seiner Geschichte der mündlichen Ueberlieferung, welche den sagenhaften Stoff dem Gebiete der Religion und Poesie übergibt, durch deren vermittelnde Bearbeitung, jene mythische Geschichte der Vergessenheit entrissen wird. Allein die blos mündliche Tradition hat auch ihre Gränze; je vielseitiger sich im Laufe der Zeit der Mensch nach außen entwickelt, je mehr er sich in den stürmischen Verhältnissen des Lebens bewegt, mit einem Worte, je mehr ein Volk aus seiner Kindheit heraustritt, desto weniger befriedigt es jenes ärmliche Surrogat für Geschichte das blos in Ueberlieferung besteht, desto lebendiger erwacht bei ihm das Verlangen nach etwas Positiverem und, indem auch seine Geschichte immer reichhaltiger und anziehender wird, erhebt es sich allmählig auf jene Stufe, wo nicht mehr Sagen ausreichen, seine Wißbegierde zu stillen, sondern wo es sich zuerst in den kunstlosen Anfängen einer eigentlichen Geschichtschreibung versucht. Auch bei den Schweizern ist dieser Uebergang im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts wahrzunehmen; da zuerst trat das abgeschlossene Hirtenvolk aus seiner bisherigen Unbedeutsamkeit hervor und gewann durch eine Reihe ruhmvoller und



an das Romanhafte gränzender Begebenheiten eine Wichtigkeit, wie sie nur bei einem so kräftigen und mannhaften Stamme und nur in einer Zeit möglich war, wo man mehr den ritterlichen Muth des einzelnen Individuums als den ausgedehnten Umfang des ganzen Gebiets in Anschlag brachte. Dadurch geschah es, daß man damals bereits anfing durch Urkunden und Chroniken eine sichere Geschichte zu begründen, obschon es leicht ist zu erkennen, wie sehr dieselbe in jener Zeit noch zwischen Sage und Geschichte in der Mitte liegt, ohne der einen von beiden ausschließlich anzugehören. Dieser Umstand macht es ungemein schwierig, beide Elemente derselben, Geschichte und Sage von einander zu sondern, je weniger wir durch eine reiche Auswahl von Chroniken in den Stand gesetzt sind, mittelst einer kritischen Vergleichung verschiedenartiger Berichte das Wahrscheinliche herauszufinden. Daß nämlich allerdings eine nicht unbedeutende Anzahl von Chroniken aus dem vierzehnten Jahrhundert vorhanden gewesen ist, dafür spricht nicht nur die Masse von Thatsachen, die wir bei den späteren, aus ihnen hervorgegangenen, Geschichtschreibern finden, sondern es wird uns dasselbe auch von anderer Seite ausdrücklich versichert, um so mehr ist es aber zu bedauern, daß uns so wenige davon übrig geblieben sind. Daß manche historischen Denkmale absichtlich vertilgt worden seyen, wollen wir nicht annehmen; es genügt uns, aus der Länge der Zeit und ihren verheerenden Stürmen und aus einzelnen Begebenheiten z. B. dem Brande von Altorf den Grund ihres Untergangs herzuleiten. Wir besitzen nun zwar in einem Rüß, Etterlin, Stumpf und besonders in Tschudi reiche Sammlungen von Materialien, die aus älteren Quellen geschöpft sind; allein eine genauere Betrachtung derselben zeigt hinlänglich, wie vorsichtig man in ihrem Gebrauche seyn muß. Die meisten von ihnen nämlich, Tschudi nicht ausgenommen, wählen oft aus jenen Quellen nur das aus, was zu ihrer übrigen mehr oder minder sagenhaften Darstellung paßte, und besonders ein mehr ro-

mantischer Historiker, wie Tschudi, welcher bisweilen das Schöne und Anziehende dem Wahren und Beglaubigten gerne vorzog, war nicht immer geneigt, seine Kunde aus den Zeugen der trockenen und ungeschmückten Wahrheit zu schöpfen. So ist es gekommnen, daß sie jene älteren Annalisten oft geflissentlich ignorirten und sich nicht die Mühe nahmen, abweichende Berichte derselben anzuführen oder zu widerlegen. In die Schweizergeschichte jener Zeit ist aber dadurch eine heillose Verwirrung gekommen, indem sich zwischen den ältesten Quellen und Urkunden einerseits und den späteren Quellen anderer Seits eine so große Verschiedenheit in der Betrachtung der älteren Zustände zeigt, daß es kaum möglich seyn wird, alle diese Widersprüche zu vereinigen.*) Aus allem dem geht hervor, von welcher Wichtigkeit und welchem Interesse eine vollständige Vergleichung jener ältesten Quellen mit den Späteren seyn müsse; allein leider stehen uns von jenen hauptsächlich nur zwey zu Gebote, eine Specialgeschichte von Bern von Konrad Justinger und eine mehr allgemeine Chronik von Johannes einem Mönch bei Winterthur. Die Berichte beider Männer zu vergleichen und ihre Glaubwürdigkeit zu charakterisiren, soll der Zweck der nächsten Paragraphen seyn. —

---

§. 1.

Justinger von Bern.

Konrad Justinger, ein geborener Berner, bekleidete um 1391 die Stelle eines Schreibers beim großen Rathe, dann seit 1411 die eines Stadtschreibers. Sein Tod wird nach sicheren Angaben in das Jahr 1426 gesetzt, so daß also ohne Zweifel

---

*) Einen würdigen Anfang zu solch einer Prüfung hat Kopp in seiner kritischen Urkundensammlung gemacht; freilich nicht immer mit den Wünschen und Lieblingsansichten seiner Landsleute übereinkommend.

ein großer Theil seines Lebens noch in das vierzehnte Jahrhundert fällt und er beinahe zu Tells Zeitgenossen gerechnet werden kann.*) — Ihm ward (1420) von Seiten der Berner Republik der Auftrag zu Theil, eine Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben und er erfüllte diesen Auftrag durch die Abfassung einer Chronik, welche mit dem Jahre 1420 schließt.**)

Daß Justinger von den Schwächen nicht frei war, die einem jeden Chronisten einer noch wenig kritischen und gebildeten Zeit eigen sind, versteht sich von selbst und das will auch wohl Stettler andeuten, wenn er von der Einfalt spricht, „die bisweilen Justinger's verständige Feder geleitet habe.“ Allein abgesehen von solchen Mängeln, welche man mehr auf Rechnung der ganzen Zeit als des einzelnen Chronisten zu setzen hat, ist Justinger's Werk für die ältere Geschichte der Eidgenossenschaft von einer hohen und unbestreitbaren Bedeutung. Einem Manne, welchen seine Vaterstadt durch den ehrenvollen Auftrag die vaterländische Geschichte zu schreiben auszeichnet, ist wohl mehr Einsicht und Erfahrung als der Masse zuzutrauen, zumal wenn derselbe, wie bei unserm Chronisten der Fall ist, durch seine äussere Stellung vorzugsweise in den Stand gesetzt war, die Geschichte seiner Zeit in ihrem Zusammenhang zu erkennen. Denn während die Mehrheit der Chronisten des Mittelalters dem geistlichen Stande angehörte, während selbst

*) Vgl. Leu helvet. Lexicon Th. X. S. 653 und Joh. Müller's Schweizergeschichte III. Theil S. 242 der Leipz. Ausgabe. —

**) Vgl. Stettler's Nüchtländische Geschichten I. S. 122: „Auch damalen (1420) um St. Vincentzen Abend entschlossen sich Räth und Bürgern der Stadt Bern, so weit möglich, ihre Stattsachen in Geschrift verfassen zu lassen, damit in das künftige die Posterität desselbigen ein Wissenschaft haben möchte und gaben diesen Auftrag Conrad Justinger ihrem Stadtschreiber. Wie gut, schlecht und gerecht er diese Arbeit verrichtet habe, bezeugen die eignen Originalia, darbey wohl zu sehen, daß selbiger Zeit die gute Einfalt auch der allerverständigsten Feder geleitet hat.“ —

die namhaftesten unter ihnen, dem Leben ziemlich ferne stehend, aus ihrer engen Mönchszelle heraus nur selten es vermochten eine freie und klare Anschauung von dem Treiben der äusseren Welt zu erhalten, so ist dies bei Justinger ein ganz entgegengesetzter Fall. Er lebte mitten unter den Ereignissen die er erzählte, seine politische Stellung machte es ihm besonders leicht, den Stand der Sachen genau zu erkennen; er hatte in dem öffentlichen Treiben sein Leben zugebracht, war mit den Staatsgeschäften vertraut geworden und hatte dadurch eine viel genauere Einsicht in das Leben seiner Zeit genommen, als es dem isolirten Mönche möglich war. Das günstige Vorurtheil für seine Glaubwürdigkeit, welches dieser Umstand erweckt, wird aber durch die Lektüre des Werkes selbst nur bestätigt; mit einer ausserordentlich einfachen und schlichten Darstellung verbindet er ein für jene Zeit gereift zu nennendes Urtheil und seine Berichte haben selbst vor der Prüfung der kritischen Forscher neuester Zeit sich meist als zuverlässig und wahr gezeigt. Schon G. E. von Haller nämlich, einer der treuesten und gewissenhaftesten Kenner der älteren Schweizergeschichte,*) hat seinen richtigen Tact und das Vorurtheilsfreie seiner Denkungsart rühmend anerkannt — ein Urtheil das neuerlich Kopp nicht nur bestätigt, sondern auch dadurch noch erweitert hat,**) daß er Justingers Werk, in dem sich noch

*) S. Haller's Biblioth. der Schweizergeschichte Th. IV. S. 162. —

**) Kopp Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde. Lucern 1835. S. 71: Uebrigens lassen sich die Wiedersprüche, in welchen Russ sowohl als Etterlin mit sich selber sind, nicht auf die bequeme Weise heben, wie Tschudi alles Passende auf einen Namen warf und das Uebrige wegließ; offenbar sind in jenen Beiden zwei oder (wenn man lieber will) drei verschiedene Zustände und Zeiten, welche die Chronisten schon nicht mehr verstanden und dann Tschudi vollends zusammenwarf. Dagegen bei Justinger, den übrigens Russ vielfältig ausgeschrieben, ist noch (soviel möglich) unentstellte Wahrheit; und mit ihm und durch die in diesen Bogen abgedruckten und erläuterten Urkunden kann allein — oder ich müßte mich gröblich irren — das Richtige gewonnen werden. —

am meisten unentstellte Wahrheit finde, den wenigen allein competenten Zeugen der Geschichte jener Zeit beizählt.

Je festeres Vertrauen wir aber auf seine Angaben setzen müssen, desto mehr wird uns sein Bericht über den Aufstand der Waldstädte überraschen. Derselbe lautet (Ms. fol. 58 b.*) also:

„Vor altenn langenn zitten, ee das Bernn gestift ward, haten die dry waltstette groß Krieg, Ury Schwyz und Underwalden, den erstenn mit den Herren von Kiburg, darnach mit den Herren von Habspurg und am letzten mitt der Herschaft von Oestreich. Und war der kriegen ursprung, als die von Schwyz und Underwalden zugehören solltend einer herrschaft an habspurg und uri an das gotzhaus zu frowenmünster Zürich. Nun hatten sich die von uri von altemm her verbunden zu den andern zweyen Waltstetten. Und was sach des Kriegs das die herrschaft ir vöggte und ir amptlütte, so sy in dem lannde hatten üwer die rechtenn dienste süchte nüwe rechte und nüwe fünde und über die altenn verrichtungen, die sich dem riche von dem sy versetzett warend, getan hatten; ouch warend die amplütte gar müttwillig gegen fruwenlütten, wiben, töchteren, ouch jungfruwen und wolltend iren gewallt mit inen triben; das aber die erbaren lütte die lenge nicht möchten vertragen, und sezten sich wider die Amptlütte. Also erhuben sich groß Vyentschaften zwischen der herrschaft und den lendern.“ (Es folgt eine Beschreibung des Kriegs und der Schlacht am Morgarten).

Justinger schweigt also ganz über Tell! Ein Zeitgenosse schweigt über eine Begebenheit, die angeblich so großes Aufsehen machte und die nach den späteren Berichten nicht nur zu

---

*) Justinger wurde zuerst herausgegeben von Stierlin und J. R. Wyß. Bern. 1818. Unsre Stelle ist aus dem, so viel wir wissen, einzigen in Teutschland befindlichen Manuscript entnommen, das sich auf der Bibliothek zu Jena befindet. —

der Befreiung der Schweiz, sondern auch mittelbar zu der späteren Blüthe der Eidgenossenschaft den ersten Anstoß gegeben haben soll! — Offenbar ist Justingers stillschweigendes Zeugniß gegen die gewöhnlichen Berichte von hoher Bedeutung und macht die ganze Tellshistorie oder wenigstens die geschichtliche Wichtigkeit, welche ihr Spätere zuschreiben, sehr zweifelhaft.

Freilich kann man zuerst einwenden, Justinger habe ja blos eine Berner Geschichte geschrieben und die Geschichte der Entstehung der Eidgenossenschaft und ihre Einzelheiten hätten wenig Interesse für eine Republick, die erst um 1353 in den Bund eingetreten sey. Dieser Einwand scheint treffend zu seyn, zeigt sich aber bei näherer Betrachtung als grundlos. Denn warum sollte ein Chronist des vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts, in welchem man eine Begebenheit, die nach den Begriffen jener Zeit mannhaft ja ritterlich war, lieber als jede andere in die Geschichte aufnahm — warum sollte, fragen wir, der Chronist einer solchen Zeit gänzlich von einem Manne schweigen, dessen Heldenmuth die Schweiz ihre Freiheit und den Ruhm ihres gesammten Bundes verdanken wollte? Und wenn auch Bern anfangs mit den drei Waldstädten in keiner näheren Verbindung stand, so war dies doch zu der Zeit, als Justinger schrieb, bereits in hohem Grade der Fall. Es liegt aber in der Natur der menschlichen Neigungen, daß sie an den ruhmvollen Verdiensten Anderer, so viel wie möglich, Theil zu nehmen suchen und nach vollbrachter That sich gern in die Reihen der befreundeten Sieger eindrängen, warum sollte dies nicht auch Bern gethan haben zu einer Zeit, in welcher es mit den zuerst frei gewordenen Kantonen bereits in inniger Verbindung stand und Grund genug zu haben schien, ihre Geschichte mit der Geschichte jener eng zu verknüpfen. Zudem stand Bern schon seit langer Zeit in ziemlich üblen Verhältnissen mit Oestreich; auch dort wie anderwärts suchte man gern Dinge hervor, welche Oestreich und seine Herrschaft gehässig

machen konnten. Außer der Pflicht also, die jeder Geschichtschreiber hat, bedeutende Facta in ihrer Bedeutung darzustellen, forderten auch der Geist und die Tendenz jener Zeit, ja die einzelnen Verhältnisse von Bern selbst, einen Justinger dringend auf, die Tellshistorie ausführlich zu erwähnen und es ist kein Grund denkbar, warum er jene Begebenheit übergangen haben sollte, wenn sie wirklich die Wichtigkeit gehabt hätte, die man ihr beilegt. —

Denn auch der Einwurf, jenes Schweigen habe vielleicht seinen Grund in einer Kantonseifersucht gehabt, die allerdings bei Föderativstaaten so häufig ist, fällt von selbst weg, wenn man bedenkt, daß gerade damals das Vernehmen der genannten Stämme besonders freundschaftlich war. —

Ist aber Justinger's Stillschweigen an sich schon von hoher Wichtigkeit, so wird dasselbe noch auffallender durch den Umstand, daß er in den obenangeführten Worten so ausdrücklich die erste Veranlassung zu dem Kriege der drei Waldstädte mit Oestreich erzählt. Er führt als „Sach des Kriegs" namentlich an:

„ouch warend die amptlütte gar müttwillig gegen fruwen lüten, wiben, töchteren, ouch jungfruwen und wolltend iren gewoltt mit inen triben, das aber die erbaren lütte die lenge nitt möchten vertragen und setzten sich wider die Amptlütte." Justinger stimmt also in der Angabe der Hauptursachen des Kriegs wesentlich mit den übrigen Nachrichten überein und nähert sich in seinen Worten der Tellsbegebenheit so sehr, daß man beim Lesen jener Stelle jeden Augenblick erwartet, es werde nun auch von Tell und seinen Thaten Meldung geschehen. Wäre nun Tell wirklich von der großen Bedeutung gewesen, welche ihm die Späteren beilegen, so wäre nichts natürlicher, ja nichts nothwendiger für den Chronisten gewesen, als unmittelbar nach den eben angeführten Worten den Tell zu erwähnen. Warum widmete er aber gerade hier, wo Alles dazu aufforderte, von dem angeblich so berühmten Helden zu

sprechen, dem Tell auch nicht eine einzige Silbe? Lag dieses etwa im Geiste der Chronisten jener Zeit, welche doch sonst so gern sich gehen ließen und von der allgemeinen Geschichte ablenkend das Persönliche selbst von ganz unwichtigen Individuen hervorhoben? Auch lag es gewiß nicht in der Natur der Sache, daß ein Chronist von einer angeblich so bedeutenden und folgenreichen Begebenheit ganz schweigen dürfte.

Fassen wir die im Bisherigen gewonnenen Resultate kurz zusammen, so haben wir zuerst gesehen, daß ein glaubwürdiger Chronist, der kaum ein halbes Jahrhundert nach Tells Zeit gelebt hat und sogar noch Manche der mitwirkenden Personen gekannt haben mag, bei der Erzählung des Schweizeraufstandes die Geschichte von Tell nicht erwähnt hat. Da aber kein Grund vorhanden ist, weshalb Justinger eine angeblich so wichtige Begebenheit übergangen haben sollte, so darf man aus diesem Stillschweigen wohl den Schluß ziehen: daß diese Begebenheit, wofern sie sich wirklich ereignet hat, zu Justinger's Zeit d. h. bald nach Tell, keineswegs für wichtig genug gehalten worden ist, um in einer Berner Chronik, die sich zugleich über die Hauptpunkte der allgemeinen Schweizergeschichte verbreitet, einen Platz zu erhalten. —

---

§. 2.

Johannes von Winterthur.

Als den zweiten unter den unmittelbaren Zeugen der Schweizergeschichte des vierzehnten Jahrhunderts haben wir schon oben Johannes von Winterthur genannt. Er muß gleichzeitig mit Tell gelebt haben; denn, wie er selber sagt,*) war er zur

*) Thes. *hist. helvet.* p. 26. a.: — inter quos Dux Lupoldus reversus, tanquam semimortuus apparuit nimia prae tristitia. *Quod-*

Zeit der Schlacht am Morgarten noch Schüler und sah selbst den Herzog von Oestreich, als er auf seiner Flucht durch Winterthur kam. Außer dieser seiner eigenen Angabe und außer der Nachricht, daß er in dem bei Winterthur gelegenen Kloster Mönch war, wissen wir nichts Sicheres von seinem Leben; indessen vermuthen die Herausgeber des Thesaurus historiae helveticae nicht ohne Grund, er sei etwa um 1348, wenig über vierzig Jahre alt, gestorben. — Was von ihm hier besonders in Betracht kommt, ist seine Chronik, welche die Geschichte von Kaiser Friederich II. bis zu des Verfassers letzter Lebenszeit umfaßt und in mancher Beziehung das allgemeine Interesse noch mehr in Anspruch nehmen muß, als das Werk Justinger's. Denn er stützte sich nicht nur auf bereits vorhandene Urkunden und auf die Aussagen älterer Personen, die noch im dreizehnten Jahrhundert selbst gelebt und gewirkt hatten, sondern auch, was besonders hoch anzuschlagen ist, er schrieb ein Drittheil seiner Geschichte als Zeitgenosse und Augenzeuge.*) —

Daß auch er von den allgemeinen Schwächen seiner Zeit nicht frei war, daß er, in sein Kloster zurückgezogen, weiter entlegene Dinge z. B. die Verhältnisse Teutschlands, die freilich damals auch sehr verwirrt waren, nicht immer richtig und klar durchschaut hat, wollen wir durchaus nicht in Abrede stellen; daß aber in der Geschichte seines Vaterlandes sein Urtheil als das eines Zeitgenossen und für jene Zeit nicht ungebildeten Mannes von hohem Gewicht ist, das wird nach einer

oculis meis conspexi, quia tunc scolaris existens cum aliis longe scolaribus Patri meo ante portam cum gaudio non modico occurrebam. —

*) S. *Eccard* in Corp. script. med. aevi. Tom. I. Praef. XXIV. Opus egregium et eo majoris aestimandum, quod auctor priora ex Chronicis nondum vulgatis et relatione hominum fidorum, posteriora *vero visu proprio et auditu vel communi voce et fama celebri* accepta, distincte in litteras retulerit. —

unpartheiischen Prüfung seines Werkes sowohl als nach genauer Erwägung seiner übrigen Verhältnisse Niemand bezweifeln; auch haben ältere und neuere Forscher den allgemeinen Werth seiner Chronik rühmend anerkannt. — *) Er schildert uns nun den Aufstand der drei Waldstädte in folgenden Worten: **)

„Horum tempore anno Domini MCCCXV quaedam gens rusticalis in vallibus dictis Switz habitans montibus fere excelsis ubique vallata confisa de montium suorum praesidiis et munitionibus firmissimis, ab obedientia et stipendiis et consuetis servitiis Duci Leopoldo debitis se subtraxit et ad resistendum sibi se praeparavit. Quod dux Leopoldus dissimulare nolens in ira magna congregavit circa festum Sancti Martini exercitum de oppidis sibi subjectis et de aliis auxilium ferentibus in propinquo positis viginti, ut fertur, millia virorum expeditorum ad proelium, ad debellandos ad depraedandos et ad subjugandos montanos illos rebelles sibi factos. In quo exercitu Dux Lupoldus habuit militiam robustissimam et electissimam, et ad pugnandum peritissimam et intrepidissimam. Convenerunt igitur viri istius exercitus unanimiter quasi vir unus ad perdomandos et humiliandos a illos rusticos montibus pro muris circumdatos, et volentes esse certissimi de victoria sua, captione illius terrae ejusque direptione et depraedatione, restes et funes secum tulerunt, ut mediantibus illis praedam pecudum et pecorum inde abducerent. Quod illi audientes et nimis timentes, infirmiora loca terrae, et ubi ad eos aditus esse poterat, muris et fossatis et aliis quibus poterant modis muniverunt, et orationibus, jejuniis, processionibus Letaniisque Deo se commendaverunt, praeoccupave-

---

*) S. Haller Bibliothek der Schweizergeschichte Th. V. S. 19. — Eccard's eben angeführte Stelle. Hottinger in einem Aufsatze im schweizer. Museum für Geschichte. 1838. 1. Heft. —

**) Vgl. Thesaurus historiae helveticae Turic. 1735. p. 25. —

runtque omnes vertices montinm, et datum est in mandatis singulis, per quos transitus esse poterat, ut obtinerent ascensus montium, per quos via esse poterat ad terram suam, et illic custodirent, ubi angustum iter esse viderent intere montes, et fecerunt secundum quod constitutum erat iis, et clamavit omnis populus ad Dominum in instantia magna, et humiliaverunt animas suas in jejuniis ipsi et mulieres suae, et clamaverunt unanimiter ad Deum, ne darentur ad praedam pecora eorum, et uxores eorum in divisionem, et loca eorum in exterminium et honor et virtus ipsorum in pollutionem. Orabant itaque Dominum ex toto corde, ut visitaret eos populum suum, dicentes: Domine Deus coeli et terrae intuere superbiam eorum et respice ad humilitatem nostram, et ostende, quoniam non derelinquis praesumentes de te, et praesumentes de se, ac de sua virtute gloriantes humilias. Haec autem dixerunt, poenitentiam agentes et de sua contumatia, gratiam et pacem totis viribus postulantes, per Dominum quendam dictum de Toggenburg. Comitem, virum in virtute animi et corporis insignem, qui mediator exstitit utrorumque, nitens pacem inter eos componere et totam discordiam conplanare. Qui cum agitando profectum utriusque partis multum fideliter laborasset, nihil profecit apud Ducem Lupoldum, quia nimis indignatos contra Swicenses, et nimio furore succensus, noluit pacta humilia ipsorum sibi porrecta per Comitem de Toggenburg acceptare, sed tantum eos conterere voluit, et cum rebus suis dissipare. Quod audientes Swicenses timore ac tremore concussi sunt, Assumpserunt ergo arma sua bellica Swizenses et sederunt super loco, quae angusti itineris erant et tramitem dirigunt inter montuosa, et erant custodientes ea tota die et nocte. (Es folgt die Beschreibung der Schlacht, dann fährt Vitoduranus weiter unten also fort): Referuntur autem mille et quingenti viri in illa caede cecidisse in ore gladii, exceptis submersis in loco memorato; propter militiam illic perditam in terra circumposita, per multos dies militia rarior fuit, nam

fere soli milites ibi perierunt, et alii nobiles in armis ab infantilibus exercitati. Qui vero ad alias vias directi sunt ad terram capiendam, evaserunt hostium manus cruentas: Nam audientes alios tam ferociter caedi ab hostibus, cunctis postpositis ad salvandas animas fugierunt: de singulis civitatibus, castellis et oppidis plures interempti fuerunt, et ideo ubique voce laetitiae et jubilationis deposita, sola vox fletus et ululatus audita est. De oppido vero Wintertur nullus periit, nisi unus civis, qui se ab aliis sequestravit: Ceteri omnes sani corpore et salvi suis rebus ad propria redierunt, inter quos Dux Lupoldus reversus, tanquam semimortuus apparuit nimia prae tristitia. Quod oculis meis conspexi, quia tunc scolaris existens cum aliis longe scolaribus Patri meo ante portam cum gaudio non modico occurrebam."

Auch Johann's Stillschweigen ist wie das von Justinger ein gewichtiges Zeugniß gegen die Tellshistorie, wie die Späteren sie überliefern. Denn Johannes war Tell's Zeitgenosse, er konnte genau wissen, was sich ereignet hatte; ja er mußte von Tell gehört haben. Aus Unkenntniß der Thatsachen kann sich sein Schweigen auf keinen Fall erklären lassen. Ueberdieß war sein Kloster von den drei Waldstädten nicht sehr weit entfernt. Warum hätte er nicht wenigstens oberflächlich berühren sollen, was sich in den benachbarten Bergen zu seiner Zeit Denkwürdiges ereignet haben sollte? Sein Werk war ferner eine allgemeine, keine specielle Cantons-Geschichte — wie durfte er aber, bei diesem umfassenden Plan seines Werkes einen Mann übergehen, der von späteren Berichten als Urheber einer äusserst merkwürdigen und folgenreichen Veränderung genannt wird? Noch mehr! Johannes beschreibt ausführlich die Veranlassung zum Streite mit Oestreich, warum gedenkt er nicht auch einer angeblich so merkwürdigen Person, wie Tell gewesen seyn soll? — Auch müssen wir uns erinnern, daß er seine Geschichte theils aus Autopsie theils aus den mündlichen Berichten der Zeitgenossen, oder, wie Eccard sagt, „communi

voce et fama celebri accepta" geschöpft habe. Wäre aber die Tellssage damals schon in die Reihe der „**communi voce et fama celebri**" bekannten Thatsachen aufgenommen gewesen, hätte dann eine solche Sache von einem Chronisten gänzlich übergangen werden dürfen? — Endlich, wie Johannes von Winterthur uns andeutet, ward die Schlacht am Morgarten der Grund und die Veranlassung der jährlichen Festlichkeiten und Denkmale, die, wie wir aus seinen Worten sehen,*) mitunter kirchlicher Art waren. Wäre schon damals dem Andenken Tells ein Denkmal oder eine Kapelle geweiht gewesen, so hätte Johannes gerade hier Gelegenheit gehabt, dieß zu erwähnen. Es drängt sich aber noch eine andre Vermuthung auf, welche die Entstehung der späteren Festlichkeiten zu Ehren Tells erklären möchte. Sollte nämlich dieses von Johannes Vitoduranus erwähnte Fest, dessen Feier dem eigentlichen Hauptereignisse, der Schlacht am Morgarten, seinen Ursprung verdankte, sobald nachher in Vergessenheit gerathen seyn? Ist nicht vielmehr wahrscheinlich, daß eben diese Festfeier der Schlacht in der That zwar noch bestand, allein durch die Willkühr der späteren Zeit, welche immer mehr den Namen Tells verherrlichte, auf dessen Namen übertragen und so ein einzelnes Individuum zum Repräsentanten einer ganzen Begebenheit gemacht worden sey?

Indessen abgesehen von diesem Nebenpunkt, auf den wir weiter unten noch zurückkommen werden, glauben wir doch aus allem Bisherigen mit vollem Recht schließen zu dürfen: daß auch Johannes Vitoduranus, ein gewissenhafter mit Tell gleichzeitiger Chronist, jenem Manne durchaus nicht die Bedeutung zugeschrieben habe, welche ihm die Nachwelt gab; und daß er die Thaten Tells,

---

*) Illa die pro triumpho a Deo habito *diem festum feriamque solennem* singulis annis in perpetuum recolendum statuerunt. —

falls wirklich etwas von ihm geschehen sey, keineswegs als von wesentlichem Einfluß auf die Erhebung der drei Kantone betrachtet haben muß. —

Wir machen zum Schluß noch darauf aufmerksam, daß die teutschen Annalisten jener älteren Zeit ebenfalls von Tell schweigen. Dieser Umstand wäre an sich nicht entscheidend und man könnte dagegen einwenden, die Verhältnisse der Schweiz hätten damals im Ausland noch nicht jenes Aufsehen gemacht wie später; wenn aber ein nicht sehr später Annalist*) den Aufstand der Waldstädte erzählt, der Tellsage aber mit keinem Worte gedenkt, dann dürfte auch dieser Umstand mit Recht für ein argumentum ex silentio gelten. Mutius, nämlich, welcher im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts lebte und schrieb, und auf Quellen und Urkunden gestützt, die ältere Geschichte behandelte, sagt also:

„Accidit igitur circa annum domini 1300, quod comes de Habspurg habuit nobilem quendam in valle arcta Uraniae arcis praefectum, hominem superbum et tyrannum, qui prorsus intolerabilis latuerat, cum aliis tyrannicis factis, tum potissimum quod libidine inexhausta nullam relinquebat paulo formosiorem virginem ac etiam matronam incorruptam, primo clam, tandem eo impudentiae venit,**) ut etiam non dissimularit, pottando inter nobiles vicinorum castrorum jactarit etiam. Cum igitur duorum Germanorum fratrum sororem virginem compressisset, occiderunt nobilem. Quod facinus cum comes Habspurgensis impunitum non vellet relinquere, conspi-

---

*) Vgl. *Mutius* Germanor. Chronica, Lib. XXII. bei Pistorius Script. Germanor. vol. III. p. 207 sq. —

**) Man wird hiebei lebhaft an Justinger's angeführte Stelle erinnert, wo ebenfalls die rohe Ausschweifung der Vögte als der Hauptgrund zum Aufstand hervorgehoben wird. —

rarunt etiam alii, tandem accepit tota vallis Uraniae, et uno die nobilibus aliquot interfectis, duas, aut, ut quidam volunt, tres arces destruxerunt. Undervaldenses statim quoque accesserunt, nec cunctati arces omnes illic dejecerunt. Rebelliones et seditionis causas reddiderunt nobilium intollerabilis tyrannis: nihil enim proprium erat cuiquam, quicquid placebat nobilibus castrorum praefectis, in villis colonorum et pastorum capiebant ceu suum, nec impune quisquam interrogare audebat, cur facerent.“ (Es folgt hierauf eine äusserst lebendige Schilderung der Tyrannei der Vögte, und die Nachricht von der Entstehung des Bundes und dem Kampfe am Morgarten). —

Man kann es gewiß nur höchst auffallend finden, daß ein Chronist, der mit solcher Ausführlichkeit die Ausschweifungen der Vögte erzählt, von Tell's Geschichte kein Wort erwähnt, und wir glauben mit Recht auch auf ihn das von Justinger Gesagte anwenden zu dürfen. — Auch Rahn, ein späterer eidgenössischer Geschichtschreiber *) hat die Sache stark bezweifelt.**)

Daß östreichische Chronisten von der Mißhandlung Tells schweigen, dürfte seinen Grund vielleicht in einer nationalen Partheilichkeit finden; Erwähnung verdient es indessen, daß auch die neuern östreichischen Geschichtschreiber die Begebenheit in das Gebiet der Sage verwiesen haben.***)

Hält man dieß mit den schwerlich zu bestreitenden Resultaten, die wir aus dem Schweigen des Justinger und Johannes von Winterthur gewonnen haben, zusammen, so

---

*) Seine Chronik erstreckt sich bis 1677. S. Haller's Bibliothek der Schweizergeschichte 4. Theil S. 236. —

**) S. Iselins Bemerkung zu Tschudi's Chronicon 1. Th. S. 238.

***) Vgl. Lichnowsky Geschichte des Hauses Habsburg. 3. Band S. 322. Anm. 15, und den gründlichen Kurz Oestreich unter Albrecht I. —

muß man gestehen, daß die Tellshistorie, wie sie von Späteren dargestellt wird, ihre mächtigsten Stützen verloren hat, und daß in der Zeit die unmittelbar auf Tell folgte, die Sache eine ganz andere Stellung einnahm als in der späteren Periode. Wie aber das Leztere gekommen sey, wem eine Erzählung, von der die Zeitgenossen nichts berichten, ihre Entstehung verdanke, und wie die Tellssage zu ihrer jetzigen Fassung gelangt sey — Alles dieß führt uns auf eine weitere Untersuchung über die spätern Quellen, deren Prüfung wir den nächsten Abschnitt widmen wollen. —



Zweiter Abschnitt.

Ueber die späteren und mittelbaren Quellen der Schweizergeschichte, besonders aus dem letzten Theil des fünfzehnten und dem sechszehnten Jahrhundert.

Zwischen den eben behandelten Quellen und den jetzt zu prüfenden liegt der Raum eines ganzen Jahrhunderts, und wir suchen fast vergeblich nach einem Vermittlungspunkte zwischen einem Justinger und Johannes einerseits und einem Ruß und Tschudi andererseits; sie stehen nämlich gerade in unserer Frage einander so schroff gegenüber, daß wir durchaus annehmen müssen, zwischen beiden liege eine dritte Art von Quellen in der Mitte, welche von jenen ersten den Uebergang zu diesen letzten bilden mochten. Wir werden diese Vermuthung unten näher zu begründen suchen; jetzt nur einige Worte über die allgemeine Verschiedenheit des Charakters, welche die obengenannten Quellen von den Späteren sichtbar unterscheidet. — Ein Justinger und Vitoduranus schrieben als Zeitgenossen und Augenzeugen; kunstlos und ohne Schminke berichten sie Dinge, unter denen sie selbst gelebt, in einfacher und schlichter Darstellung, die, besonders bei Justinger, das Bild ihres Innern treu abspiegelt; sie bestreben sich nicht das Kleine groß zu machen und das Natürliche in's Gebiet des Wunderbaren zu ziehen; vor ihrer Seele lebt das Bild der Zeit, die sie beschreiben, in hellen, lebensfrischen Farben; sie bedürfen nicht der glänzenden Rhetorik als Surrogat der fehlenden Kenntniß der Thatsachen; sie suchen nicht zwischen schwach verknüpften Thatsachen einen logischen Zusammenhang herauszufinden, und auf diese Weise aus der Geschichte einen wohlgeründeten Roman zu

machen — ganz anders ist es bei den Späteren, zu denen wir nun übergehen. Hier tritt an die Stelle kunstloser Chronik eine schon mehr ausgebildete Fertigkeit des Stils, oft prunkvoller, als es die Thatsachen nöthig machten; sie bestreben sich bereits die kleinen Veranlassungen großer Ereignisse mit diesen letzteren in Einklang zu bringen und unbedeutende Anfänge einer erst in ihrer späteren Entwicklung bedeutend gewordenen Nation verschönernd auszuschmücken; sie erblicken die Ereignisse des 14. Jahrhunderts fast nur durch das convexe Glas ihrer Nationaleitelkeit und ihres übertriebenen Patriotismus, sie suchen aus der Masse des vorhandenen Stoffes das aus, was zu einer in sich abgeschlossenen, rasch in einandergreifenden Handlung paßt, und werfen das Widersprechende eigenmächtig bei Seite. Alle diese Schwächen sind gerade den Besseren und Talentvolleren unter ihnen eigen (denn die übrigen sind werthlose Compilatoren) und der Grund dieser Einseitigkeit ist nicht schwer zu finden. Ein Justinger nämlich und alle, die mit ihm in eine Classe gehören, hatten die höchste Blüthe der Eidgenossenschaft nicht mehr erlebt; ihr Wirken fällt lange vor den glorreichen Siegen bei Granson und Murten, wodurch der Schweizername den mächtigsten Staaten Europas furchtbar ward; sie hatten die militärische Ausbildung ihrer Landsleute und den Kriegsruhm, den sie besonders im fünfzehnten Jahrhundert erlangten, nicht mehr gesehen — sie konnten nicht in die Zukunft, sondern nur in die Vergangenheit blicken, und hier sahen sie kleine Anfänge eines auf kleinen Raum beschränkten Volkslebens. Ganz anders die Späteren, und unter ihnen besonders T s c h u d i. Sie sahen die Größe der Schweiz, sie erlebten, wie mächtige Fürsten selbst, zur Erreichung ihrer kriegerischen Zwecke, den Beistand der tapfern Schweizer erkaufen mußten, sie l e g t e n d a h e r d e n M a a s s t a b d e r s p ä t e r n Z e i t a n d i e f r ü h e r e a n, und ihnen war es nicht denkbar, daß diese großen Verhältnisse von ganz k l e i n e n Anlässen hatten ausgehen können. —

Wir glaubten diese Bemerkung als nothwendige Erklärung ihres allgemeinen Standpunktes vorausschicken zu müssen, und nennen unter ihnen als die bedeutendsten Melchior Ruß, Petermann Etterlin, Stumpf und Egidius Tschudi, denen Stettler, Grasser, Simler u. A. meist blos nachgeschrieben haben. Der vergleichenden Beurtheilung wegen setzen wir die vollständigen Stellen der genannten Chronisten her:*)

Melchior Ruß nämlich erzählt die Sache so: „Nun was sach des Kriegs, das die Herrschaft und ir Vögte und Amtlüte, so sy in den Lenderen hattent, über die Rechten dienst suchtent nüwe Recht und nüwe Fündt, ouch hieltend sy sich gar freffentlichen mit frommen Lüten, Wiben und Döchteren, und wolten iren Mutwillen mit Gewalt trieben **), als auch Wilhelm Tellen beschach, der von den Landvögten bezwungen wardt, das er sim eigen Kindt ein Oepfell ab dem Haubt mußt schießen, oder wa er das nicht hette gethan, so hette er selbs müssen darumb sterben. ——— Nun merkent eben wie Wilhelm Tell die Undätt, als ihr vorgehört handt, so im von dem Landvogt beschechen wes, rechen wollt, dan er das nit lenger mer erliden mocht und fur gen Ure und sammelten da die Gemeinde und klagte inen das mit weinenden Ougen und mit jemmerlichen Klagen, wye es im ergangen was, und noch fürer täglich ginge. Das vernam der Landvogt und vieng in und ließ im ally vier zusammen binden in der Meinung, das

*) Er ist zuerst erschienen Bern 1835, erste Hälfte von Joseph Schneller. Auch findet man die hieher bezügliche Stelle aus der Handschrift abgedruckt in Haller's Bibl. der Schweizergesch. IV. S. 167. —

**) Man vgl. damit Justingers Worte; „ouch warend die Amptlütte gar mutwillig gegen frowenlütten, wiben, töchteren, ouch jungfrowen und wolltend iren gewaltt mit inen triben, das aber die erbaren lütte die lenge nitt möchten vertragen u. s. w." Man sieht, Ruß schrieb Justingers Bericht wörtlich ab, nur mit dem Unterschied, daß er glaubte, die Tellsbegebenheit hinzufügen zu müssen. —

yn gon Schwytz in das Schloß im Sew füren wölt und fur also der Landvogt selbs mit im, und als sy nun uff dem Sew komment (als villicht ouch Gott wollte), so kam semlich Ungestümkeytt von Winden, das jung und alt, Wib und Kindt mit kleglicher Not zu Gott und den Helgen schruwen, und war nun Wilhelm Tell ein boumstarker Mann, für ander man so im schiff warend was und ouch mit faren sas wol kondt, und also mochten die so im schiff warendt, das Schiff nit geheben und rufftent alle den Landvogt an, das man Wilhelm Tellen ledig ließe und wan nun der Landvogt sin leben auch gern behalten hette, so sprach er zu im: möchtest und getruwtest uns zum Land zu schalten, so wollte er in ledig lassen, da antwurte im Wilhelm Tell, er wölte sy mit Gottes Hilf wohl zu Landt führen, wan er dann Frist und Sicherheit gehaben möchte. Also ließ man ihn ledig, do fur er in maßen und so manlich, daß er mit Gottes Hilf zu einer Blatten kam, do schalteth er das schiff hinden zu der Blatten. dieselb Blatt heißt noch hüt by Tag Tellenblatt und nam sin Armbrest, so hinten auf dem Bort lag und sprang uf die Blatten und spien uf und erschoß den Landvogt, nun mochtent sy vor großer Ungestümikeyt das Schiff nit wieder zu der Blatten noch an das Landt pringen. Also hub er sich wider in die Lender und klagte fester dan vor, also demnach hubent sich groß Stritt als ir hören werden zwischen der Herrschaft und den Ländern. —"

Johann Stumpf *) berichtet die Geschichte von Tell mit folgenden Worten:

„Also ließ der Landvogt zu Uri und Schweytz (genannt der Gesszler) zu Altorff an offnem platz ein Hut uff ein stäcken setzen, gebot darbey, das man jm wölte eer embieten als ob er selbs zegegen wäre. Das übertratt ein Landmann, genannt

*) S. Stumpf's gemeiner löblicher Eidgenossenschaft-Chronik. Zürich 1548. Fol. S. 328. b.

Wilhelm Tell, den ließ der Vogt fahen, im fürsatz an jm ze erkunden etwas grunds der peurischen anschlagen vnd geheimnussen. Und als nach vielfaltigen befragen und versuchen Wilhelm Tell yemerdar behäb was, gedacht jn der Vogt in etliche wäg zu reitzen vnd ze versuchen, ob er villycht ein ungedult oder unwillen wölte aufstoßen, darbey man versten möchte, das er auch etwan sich eines heimlichen rückens *) oder pündniß vertrosten. Und dieweyl de Vogt wol wußt, daß Wilhelm ein guter armbrostschütz was, und jm seine kinder seer lieb warend, unterstund er durch sölich Mittel jn ze reitzen, ließ jm fürbringen seine jüngsten sun, und nöthiget jn demselbigen einen öpffel ob dem haupt ze schiessen, oder aber zu eröffnen die heimlichen anschläg. Wilhelm beharret steyff daruff, daß er niendert von wüßte, mit Anzeigung, daß diese Anmuthung gar unnatürlich wäre, daß er seinem eigenen kind ein öpffel ab dem haupt sölte schiessen. Aber der Landvogt trang jn yemerdan zum schiessen, in hoffnung er wurde en schnellen denn schießen: oder etlichen wäg erzeigen ein ungedult und widerwillen, darbey man sein heimlich gemüt abnehmen und weyter mit jm jn handeln anlaß haben möchte. Also spannet Wilhelm sein Armbrost gar schnäll, rufft Gott an, und schoß dem kind den öpffel ab dem haupt, mit großem verwunderen des Landvogts, dann er nit vermeint daß er schiessen, sondern viel ee die geheimnuß seines herzens offnen wurde. Wilhelm aber stecket noch einen pfeyl in sein göller, im fürsatz, wo er das kind träffe, alsbald auch den tyrannen ze erschießen. Nachdem er aber den öpffel traf, ersah der Vogt den andern pfeyl, den Wilhelm im göller hat, wollt entlich von jm die ursach des selbigen pfeyls wüssen. Also sagt jm Wilhelm genöt die ursach, sprechende: Wo ich, durch euch genöthiget, mein eigen kind hette troffen, wölte ich als denn mit diesem pfeyl euwer nitt gefält haben. Hierab

*) Rückhalts. —

nam der Landvogt ein neuwen anlaß und ursach, und ließ den Tell gfangen in das Schiff füren, des fürnemmens jn mit jm über See hinauß in ein frömbde gfencknuß zefertigen, und daselbst alle ding von jm ze erfaren. Als jnen aber auff dem See ungewitter und gefahrlichkeit begegnet, und sy deßhalb den Tellen (der schiffens wol bericht was) aufbundend, und zur schiffarbeit vermantend, hat er alsbald seinen vorteil zur flucht gesucht, und das schiff gefarlich geleitet gegen einem velsen, oder platten im See, als sy danebend kamend, erwüsched Wilhelm Tell seinen schießzeug (den sy im schiff mitfürted) und sprang damit aus dem schiff auf die platten, schupffet das schiff von dannen. Dieser Platz wird bis auff heuttigen tag genennet des Tellen platten. Also entran er jnen gewaltigklich, und über wenig tag wartet Wilhelm ob Küßnach nebend einer holen straassen hinder einem hag des Landvogts, welchen er durch die gassen reytende ze tod schoß, und eylet damit widerumb in das Land Uri. —"

Petermann Etterlin *) erzählt den Aufstand in folgenden Worten:

„Nun merkent alle die so dise geschicht werdent lesen oder hörent, ob nit schantlicher böser muotwillen mit den waldlütten getriben wurde, darumb nit unbillig jnen Gott glück geben hat, sich sölichs schantlichs muotwillens zu erweren. — Es fuogt sich uff einmal, das der Landvogt genannt Grißler gen Ury fuor, Und als er do etwas zitt wonet, ließ er einen stecken unter die Linden, da mengklich fürgan muost, uffstecken, leit einen huot daruff und hat darby stätz einen knecht sitzen, der herr ließ ein pott tuon und ußruoffen offentlichen, wer der were, der da fürgienge, der söllte den huot Reverentz tuon und sich neigen, als ob der herr selbs persönlich do were, und wellcher söliches übersäche und das nit tätte, der wölt

*) P. Etterlins Kronika, herausg. von J. J. Spreng. Basel 1752. Fol. 28—31. —

er strafen und schwarlichen buossen und sollte ouch der knecht daruff warten und im solich leiden. Nun was ein redlicher man im Lande, der hies Wilhelm Tell, der hat auch heimlichen zuo dem Stöffacher und finer Gesellschaft geschworen derselbig ging nun etwa dick und wenig mal für dem huot uff und nider und wolt dem stecken und huot nit neigen. Der knecht, der des huotz verwartet, der verklagt Wilhelm Tellen vor sinem herren. Do der herr solichs vernahm, fuor er zuo und beschickt den Tellen für jn und fragt jn freunlichen, warumb er sinen gepotten nit gehorsam were, dem stecken und dem huot nit neigte, als er gepotten het. Der Tell antwurt und sprach: Lieber Herr, es ist ungefärde beschechen, han ouch nit gewust, das üwer gnad sölichs so hoch achten solte, were ich witzig, so hieße ich anders, dann der Tell*). Darumb gnediger herr, so söllen jr mirs verzichen und miner torhei zuo rechnen. Nun was der Tell gar ein guoter schütz, als man jn im lande yena **) vinden möcht, hat ouch darzuo höbsche kind die jm lieb warent. Der Herr der von büser Natur was, schickt heimlichen nach des Tellen kinden, und do sy kummen warendt, fragt der Herr den Tell ob die kind sine, und welliches im das allerliebst wäre. Antwurt der Tell: Ja, gnediger Herr, sy sind alle min, und sind mir auch alle glich lieb. Do sprach der Herr: Nun, Wilhelm, du bist ein guoter Schütz, und vindt man im lande nit dins glichen, un wirst du dich yez vor mir beweren, wie ein guot schütz du

---

*) Dazu bemerkt der Herausgeber J. J. Spreng folgendes: „Täll, oder, wie einige Deutsche noch sagen, Telle, heißet nach den Buchstaben ein Einfältiger von talen, einfältig und kindisch tuhn. Es scheinet wohl, daß dieses kein eigener noch ererbter, sondern ein angenommener Name gewesen, und vermuthlich hatten sich Wilhelms sämmtliche Bundsgenossen darmit unterschieden.“— Auf die Erläuterung des ersten Punktes werden wir in der zweiten Abtheilung §. 1. zurückkommen.

**) d. h. irgend einen.

syest, dann du wirst diener kinden eim einen öpffel ab dem haupt schießen, tuost du das, so will ich dich für einen guoten schützen halten. Der guot Tell erschrack und begehrt gnaden, batt den Herren das er jm sölichs erliesse, dann es were unnatürlich, was er jn sust hiesse, wölte er gern tuon. Der Wilhelm Tell rette was er wolte, er zwang jn mit sinen knechten, daß er dem kind den öpffel muost ab dem houpt schießen und legt der Herr den öpffel dem kinde selbst uff sin houpt. Nun sach der Tell wol, das er beherret*) was an dem und muost tuon was der Herr wolt. Er nam ein pfil und stackt denselben in sin göller, den andern nam er in sin hand und spannet domit sin armbrust uff, und bat Gott und sin würdige muotter das sy jm glük geben und jm sin kind behüten wollten und schoß damit dem kinde von allen schaden den öpffel ab dem houpt. Do das beschach, do gefiel es dem Herren wol und lobt jn wie das er ein guter Schütz wär. Doch sprach er zuom Tellen, du wirst mir eins sagen und fragt jn, was das bedütte, das er den ersten pfil hinten in das göller gestoßen. Der Tell hatte die Sach gern zum besten verantwurt und sprach also, es were der schützen gewonheit. Der Herr ließ aber nit ab, er wollt ye wissen, was meinung er darin gehabt hat; der Tell forscht jm und besorgt, diewil er doch also überherret war und nymantz siner gesellen sach, die jm zuo hilff möchten kommen, seytte er jm nütz fürer dann wie vor, und als der herre, der dann voller böser listen war, des merkt, verstund er glich des Tellen sorg und sprach: Lieber Tell, sag mir nun frölich die warheit, warumb du den pfil in das göller gestoßen habest, ich will dich dines Lebens sichern und dich nit tötten. Da sprach Wilhelm Tell: Nun wohlan, syndmalen jr mich mines Lebens gesichert habent, so will ich üch die warheit sagen, und fing an und sprach: Ich han es darumb tan, hette ich des öpffels gefelt und min kind ge-

*) d. h. gezwungen.

schossen, so wolt ich üch selbs oder der üweren etlich nit gefelt, sunder jn mit dem pfil so ich im göller hat, ze tode erschossen han. Da der herr das vernam, er sprach: Nun wol hin, es ist war, ich han dir zuo geseyt, ich wölle dich nit tötten, diewil und ich aber verstan dinen bösen willen, das du mir min leben woltest genommen han, so wir ich fürbaß hin sicher vor dir syn, und wil dich an ein ende legen, das du weder sunn noch mon niemer mer sehen solt; ließ jn fachen und hert binden und leittent jn die knecht also gebunden in einen nauwen oder schifflin uff das hinder gepiett, und leitent sinen schießzeug zuo jm, stiessent an und wolltent widerumb faren gen Switz. Do sy also furent biß an Aren hinuß, do bekam jnen ein fömlicher großer grussamlicher und starker wind, das der herr und die knecht vermeinten, sy muosten ertrinken und schantlich verderben. In dem do sprach einer under jnen: Herr sechent jr nit wie es gat, tuond sowol und heißent den Tellen uffbinden, er ist ein starker mechtiger man und kan wol faren und verstat sich uf das wetter, heissent jn, das er uns von hinnen helfe. Do ruft der Herr dem Tellen und sprach zuo jm: wiltu uns helffen und din bestes tuon, das wir von hinnen komment, so will ich dich heißen uffbinden. Do sprach der Tell: Ja, gnediger Herr, ich wil es gern tuon und getruwen uns mit der gotts hilff wol hinnen zu helfen. Also ward er uffgebunden und stuond an die stüre und fuor redlich dahin, doch so luogt er allwegen uff sinen vorteil und uff sinen schießzüg, der nach by im an dem pietten lag. Do der Tell kam gegen einer großen blatten, die man sydhar allwegen genennet hat des Tellenblatten und noch hüt by tag also nennet, und do jn beducht, das es zitt wär und wol entrinnen möcht, do ruofft er sy mit fröhlicher stym alle an und sprach, daß sie alle vast zugent biß daß sy für die blatten kàment, dann wann sy darfür kàment, so hettent sie das böst überwunden. Also zugent sy alle vast und do sy der blatten nahent, das jn ducht das er wol daruff springen möcht, do

schwang er mit gewalt, als er dann ein mechtig stark man was, den nauwen oder das schifflin hinden zuo der blatten und nam sin schießzüg der nach by jm am piett lag und sprang uß dem nauwen uff die blatten, stieß den nauwen uff dem see und luff durch Switz uff schatten halb, bis er kam gän küßnach in die holen gassen. Da was er vor dem herren darkommen, und wartet sin daselbs und als er kam mit sinen dinern ryten, do stuond er hinter einem poschen studen und hort allerley anschlegen so über jn giengen, er spyen sin armbrest uff, schoß ein pfil in herren und schoß jn ze tode und luff wider hinder sich über die berg gen Ury. Da fand er sin gesellen und seyt inen, wie es ergangen was." —

Egidius Tschudi*) endlich berichtet dieselbe Begebenheit mit folgenden Worten:

„Darnach am Sonntag nach Othmari, was der 18. Wintermonats, ging ein redlicher frommer Landmann von Uri, Wilhelm Tell (der ouch heimlich in der Pundtsgesellschaft was), zu Altort etlichmal für den uffgehenckten Hut, und tett jm kein Reverentz an, wie der Landt-Vogt Geßler gebotten hat; das ward jme Landt-Vogt angezeigt. Also morndes darnach am Montag berufft er den Tellen für sich, fragt In trutzlich, warumb er sinen Gebotten nit gehorsam wäre, und dem Künig ouch Jme zu Verachtung dem Hut kein Reverentz bewisen hette? der Tell gab Antwurt: Lieber Herr, es ist ungevärd, und nit uß Verachtung geschechen, verzichend mirs, wär ich witzig, so hieß ich nit der Tell, bitt umb Gnad, es soll nit mer geschechen. Nun was der Tell ein guter Armbrust-Schütz, daß man In besser kum fand, und hat hübsche Kind, die Jm lieb warend, die beschickt der Land-Vogt und sprach: Tell, welches unter denen Kindern ist dir das liebst? der Tell antwurt: Herr si sind mir alle glich lieb. Do sprach der Landt-Vogt: Wolan

---

*) Tschudi's Chronicon Helveticum, herausgegeben von Iselin. Basel 1734. Fol. I. Band. S. 238. ff. —

Tell, du bist ein guter vernempter Schütz als ich hör, nun wirst du die Kunst vor mir müssen beweren, und diner Kindern einem ein Oepfell ab sinem Houpt müssen schießen, darumb hab eben Acht, daß du den Oepfell treffest, dann trifst du jn nit des ersten Schutzes, so kost es dich din Leben. Der Tell erschrack, bat den Landt-Vogt umb Gottes Willen, daß er Jne des Schutzes erließe, denn es unnatürlich wäri, daß er gegen sinem liben Kind solte schießen, Er wöll lieber sterben. Der Landt-Vogt sprach: das must du tun, oder du und das Kind sterben: der Tell sach wol, daß Ers thun must, bat Gott inniglich, daß er Jn und sin lib Kind behüte. Nam sin Armbrust, spien es, legt uff den Pfyl, und steckt noch ein Pfyl hinten in das Göller, und legt der Landt-Vogt dem Kind (das nit mer dann 6 Jar alt was) selbst den Oepffel uff sin Houpt. Also schoß der Tell dem Kind den Oepffel ab der Scheitlen des Houpts, daß Er das Kind nie verletzt. Do nun der Schutz geschechen was, verwundert sich der Landt-Vogt des meisterlichen Schutzes, lobt den Tellen seiner Kunst, und fragte Jne, was das bedüte, daß er noch einen Pfyl hinden ins Göller gesteckt hette? Der Tell erschrack aber, und gedacht die Frag bedütet nützit Guts, doch hett er gern die Sach gliempfflich verantwurt, und sprach: Es wäre also der Schützen Gewonheit; der Landt-Vogt merkt wol, daß jm der Tell entsaß, und sprach: Tell, nun sag mir frölich die Warheit, und fürcht dir nutzit darumb, du sollt dines Lebens sicher sin, dann die gegebene Antwurt nimm ich nicht an, es wird etwas anders bedüt haben. Do redt Wilhelm Tell: Wolan Herr, sidmalen Jr mich mins Lebens versichert habend, so will ich üch die gründlich Warheit sagen, daß min entliche Meinung gewesen, wann ich min Kind getroffen hette, daß ich üch mit dem andern Pfyl erschossen, und one Zwifel üwer nit gefält wölt haben. Do der Landt-Vogt das hört, sprach Er: Nun wolan Tell: Ich habe dich dins Lebens gesichert, das will ich dir halten, diewil ich aber din bösen Willen

gegen mich verstan, so will ich dich führen lassen an ein Ort, und allda inlegen, daß du weder Sunn noch Mon nimmerme sechen solt, damit ich vor dir sicher sig. Hieß hiemit sine Diener In fachen, und angentz gebunden gen Flülen füren. Er fur ouch mit Inen, und nam des Tellen Schießzüg, Kocher, Pfyl und Armbrust ouch mit Im, wolt Im selbs behalten; also saß der Land-Vogt sambt den Dienern, und dem gebundenen Tellen in ein Schiff, wolt gen Brunnen faren, und darnach den Tellen über Land durch Schwitz in sin Schloß gegen Küßnach führen, und alda in einem finstern Thurm sin Leben lassen enden; des Tellen Schieß-Züg ward im Schiff uff den Bieten oder Gransen bim Stürruder gelegen. — Wie si nun uff den See kamend, und hinüff fuhrend, biß an Achsen das Ecke, do fugt Gott, daß ein solcher grusamer ungestümmer Sturm-Wind infil, daß si sich all verwegen haltend ärmklich ze ertrinken. Nun was der Tell ein starker Mann, und kost vast wol uff dem Wasser; do sprach der Dienern einer zum Landt-Vogt, Herr Ir sehend üwre und unsre Not und Gfar unsers Lebens, darin wir stand, und daß die Schiff-Meister erschrocken, und des Farens nit wol bericht; nun ist der Tell ein starker Mann und kan wol schiffen, man solt In jetzt in der Not bruchen. — — — — Also ward Er uffgebunden, stund an das Stürruder, und fur redlich dahin, doch lugt Er allweg uff den Schieß-Züg der ze nächst bi Im lag, und uff ein Vorteil hinuß zu springen, und wie Er kam nah zu einer Blatten (die sidher den Namen des Tellen-Blatten behalten, und ein Heilig Hüßlin dahin gebuwen ist), beducht Im, daß er daselbst wol hinuß gespringen und entrünnen möcht, schry den Knechten zu, daß sie handlich zu gind, bis man für dieselb Blatten käme, wann si hattend dann das Bösist überwunden, und als er nebend die Blatten kam, trückt Er den hindern Gransen mit Macht (wie er dann ein starker Mann was) an die Blatten, erwüscht sin Schiß-Züg, und sprang hinuß uff die Blatten, stieß das Schiff mit Gewalt

von Im, ließ si uff dem See schweben und schwencken, der Tell aber luff Bergs und Schattens halb (dann noch kein Schnee gefallen was) über Morsach uß durch das Landt Schwitz, biß uff die Höhe an der Landt-Straß, zwüschend Art und Küßnach da ein hole Gaß ist, und Gestüd darob, darin lag Er verborgen, dann er wust, daß der Landt-Vogt alda fürryten wurd gen Küßnach zu siner Burg, der Landt-Vogt und sin Diener kamend mit grosser Not und Arbeit übern See gen Brunnen, rittend darnach durch Schwitzerland, und wie sie der gemelten holen Gassen nachneten, hört Er allerley Anschläg des Landt-Vogts wider Ine, Er aber hat sin Armbrust gespannen, und durchschoß den Land-Vogt mit einem Pfyl, daß er ab dem Roß fiel, und von Stund an tod was. —"

Alle diese Chronisten erzählen also die Sage, wenn auch in Einzelheiten mehr oder minder abweichend, im Wesentlichen doch so, wie sie uns auf den heutigen Tag überliefert worden ist. Eben diese Abweichungen hervorzuheben und zu beurtheilen, die historische Glaubwürdigkeit der Berichterstatter zu prüfen und daraus sowohl die Entstehung als den geschichtlichen Werth ihrer Erzählung zu bemessen, wäre nun unsre nächste und hauptsächlichste Aufgabe. Wir beginnen die Arbeit damit, daß wir die genannten Chronisten einzeln betrachten, darauf ihre Angabe vergleichen und endlich den Glauben den ihre Berichte verdienen möchten, festzustellen suchen. —

---

§. 1.

M. Ruff, J. Stumpf, P. Etterlin und E. Tschudi von Seiten ihrer historischen Glaubhaftigkeit gewürdigt.

Der allgemeine Gesichtspunkt, unter welchem man diese ganze Klasse von Schriftstellern zu betrachten hat, wurde von

uns bereits in den Vorbemerkungen zu diesem zweiten Abschnitt angedeutet; wir haben dort darauf hingewiesen wie die Anschauung, welche die ältesten und unmittelbaren Quellen von den Anfängen der eidgenössischen Geschichte hatten, völlig verschieden war von der Vorstellung, welche sich die Späteren davon bildeten; wie man sich im Verlaufe der Zeit daran gewöhnte, für ruhmvolle Folgen auch glänzende Ursachen anzunehmen, wie man sich von der ächten und unbefangenen Ansicht der Dinge immer mehr entfernte und seine fremdartige Meinung mit historischen Zuständen vermischte, die man entweder nicht mehr begriff oder nicht begreifen wollte. Es bleibt uns nun noch übrig, die einzelnen Zeugen der Sagen in ihrer historischen Glaubwürdigkeit und ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu betrachten. —

Melchior Ruß aus einem Patriciergeschlechte zu Lucern lebte in der lezten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, wenn anders die Angabe, er sey in der Schlacht bei Reinegg (1499) gefallen, ihre Richtigkeit hat. Er versah die Stelle eines Gerichtschreibers in seiner Vaterstadt und schrieb eine Eidgenössische Chronik, die sich bis in das Jahr 1414 erstreckt.*) — Die Quellen, deren er sich bei dieser Arbeit bediente, waren die theils verlohrenen theils noch vorhandenen Annalen des vierzehnten Jahrhunderts, besonders aber der von uns oben behandelte Justinger und eine ältere Chronik von Egloff Etterlin.

Man erwarte indessen nicht, Ruß habe sich die Sorgfalt und Treue seines älteren Gewährsmannes anzueignen versucht, oder sey in den Geist jener Entstehungsgeschichte der eidgenössischen Bünde tief eingedrungen, vielmehr hat er sich die Sache ungemein leicht gemacht und vielfältig bewiesen, daß

---

*) Vielleicht erstreckte sie sich noch weiter; ihr letzter Theil müßte dann verloren gegangen seyn. —

die Natur ihn zu nichts weniger als zu einem kritischen Geschichtschreiber bestimmt habe. Seine Chronik ist eine wüste Compilation aus ganz ungleichartigen Elementen ohne Unterscheidung gemischt; er verstand es durchaus nicht, Quellen von Quellen zu sondern, und in ihrer Benützung das rechte Maaß anzuwenden, sondern er knüpft ohne Weiteres Aussagen zusammen, die nicht zusammengehören und deren eine oft der andern widerspricht, ja er schreibt der einen Quelle oft ohne Urtheil nach und reiht eine andere Angabe eines anderen Schriftstellers daran, ohne bei beiden einen verschiedenen Maasstab der Beurtheilung anzulegen. Auch war er den Thatsachen häufig ganz fremd und begriff den Zusammenhang der Ereignisse nur wenig; obschon wir nun nicht übersehen dürfen daß er jener verwirrten und unklaren Zeit schon ziemlich ferne gelebt und ihm ein heller Blick in dieselbe viel schwerer habe allen müssen, als einem Zeitgenossen, wie Justinger war, so ist doch die arge Unwissenheit auffallend, mit der er oft ganz verschiedene Zustände vermischt und wohl zu sondernde Dinge verbindet. Bedenkt man ausserdem, daß er selbst in der Geschichte seiner Vaterstadt, die übrigens den Haupttheil seiner Chronik ausmacht, bisweilen erstaunliche Irrthümer in Geschichte und Chronologie vorbringt, so dürfte leicht klar werden, mit welcher Vorsicht man in der Benützung seiner Berichte zu verfahren hat.*) In wiefern dies auch bei der Tellsage seine Geltung finde, werden wir unten noch zu zeigen Gelegenheit haben. —

Johann Stumpf war geboren zu Bruchsal um das Jahr 1500. Obschon unter sehr drückenden Verhältnissen herangewachsen**)

*) Bei der Vergleichung der authentischen Urkunden jener Zeit mit der Geschichte, welche die Chroniken uns bieten, hat Kopp mehrmals auf R.'s Unzuverlässigkeit aufmerksam gemacht. S. dessen Urkunden S. 22. 127 f.

**) Vergl. Leu helvetisches Lexicon Th. 17 S. 717 ff. und Haller Bibl. der Schweizergeschichte 4. Th. S. 181 ff.

fand er doch Gelegenheit den Schulunterricht in Bruchsal, Landau, Durlach zu genießen und zwey Hochschulen die zu Straßburg (1515) und die zu Heidelberg (1517) zu besuchen. Nachdem er erst in den Diensten des Bischofs von Speyer gestanden und dann in den Johanniterorden eingetreten war, gieng er förmlich in den geistlichen Stand über, vertauschte aber bald, durch Zwingli gewonnen, seinen bisherigen Glauben mit dem reformirten. Er wurde Pfarrer zu Ramheim, dann Decan und starb endlich (1566) wegen Alterschwäche aller geistlichen Verrichtungen enthoben, zu Zürich. — Sein Werk,*) das die Geschichte bis 1545 fortsezt, gehört jedenfalls zu den verdienstlichsten Früchten des historischen Sammlerfleisses und man kann der Stadt Zürich nur rühmend gedenken, daß sie dem Ausländer für dieses Werk das Bürgerrecht zuerkannt hat. Im Ganzen ist dasselbe jedoch mehr topogaphischer und statistischer als historischer Art. Mit bewunderungswürdigem Fleiß schildert er die einzelnen Theile der Schweiz, mit steter Beziehung auf die politischen und statistischen Verhältnisse seiner Zeit und mit Recht wundert sich Haller darüber, daß es ihm, dem Ausländer, so vortrefflich gelungen sey, Treue mit Vollständigkeit zu verbinden; auch beweist die ausserordentliche Verbreitung, die das Werk gefunden hat, mit welch großer Theilnahme man dieses würdige Streben anerkannt habe. — Jedenfalls ist aber der historische Theil des Buchs der minder wichtige, indem aus der ganzen Lectüre desselben hervorgeht, der Verfasser habe in seinem reichhaltigen Werk mehr eine Geographie als eine Geschichte schreiben wollen. Auch sieht man daß er z. B. in der Tellsage sich gar zu sehr dem eigenmächtigen Pragmatisiren überlassen und nach seinem Gutdünken Manches geändert hat. — Aehnliches gilt von dem gleichzeitigen Chronisten.

*) Gemeiner löblicher Eydgenossenschaft Stetten, Landen und Völkeren Chronikwirdigen Thaten beschreibung, durch Johann Stumpfen.

Petermann Etterlin*) aus Lucern. Sein Leben fällt in das Ende des fünfzehnten und in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts; denn, wie der Schluß seiner Chronik selber sagt, vollendete er sie im Jahr 1507.**) Sie umfaßt die Geschichte von 863 bis 1503 und ist in Anlage und Manier von der Russ'schen nicht sehr verschieden, obschon er im Sammeln fleissiger gewesen ist, als sein genannter Vorgänger. Schon Haller***) hat sich über seine abergläubische Befangenheit und das Beschränkte seines Gesichtspunktes tadelnd ausgesprochen; das war indessen bei Schriftstellern jener Zeit etwas Gewöhnliches und leicht zu Entschuldigendes; daß er aber fast blos seine Vorgänger ausgeschrieben und oft viel zu sehr auf Russ sich verlassen zu haben scheint, daß er gar zu bereit und weitschweifig Ueberflüssiges mit Nothwendigem, Falsches mit Wahrem bunt durcheinander gemischt, das muß ihn tief unter die Schriftsteller des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts stellen, welche aus eigner Anschauung oder wenigstens aus noch unverfälschten Quellen ihre Erzählung schöpften. — Ueberhaupt sind alle bisher genannten Chronisten des sechszehnten Jahrhunderts mehr oder minder Zweige desselben Stammes; auf selbstständige Forschung und tieferes Eindringen in das Wesen der Geschichte kann Keiner unter ihnen eigentlichen

---

*) „Kronika von der löblichen Eydtgenoßschaft, ir Harkommen und sust seltzam :stritten und Geschichte, colligirt und geschrift vervaßt von Petermann Etterlin, Gerichtschreiber zu Lutzern und Houptmann in den Kriegen wider Herzog Karly von Burgund." —

**) Vgl. am Ende der Chronik die Worte: „durch den fürnemen Herren Petermann Etterlin, Gerichtschreiber zu Lutzern, zusammengevaßt und von Rudolffen Husenegk fürsprech des Stadtgerichz zuo Basel corrigyert, ist selicklich vollendett uff fritag nach sant Thomas tag, im Jar als man zalt Tusend fünfhundert und sieben, uff den vierundzweinzigsten Tag Decembri. —

***) Haller's Bib. der Schweizergesch. IV. Th. S. 170. —

Anspruch machen; der einzige wirklich bedeutende Chronikschreiber jener Zeit ist

Aegidius Tschudi.*) Er war geboren 1505, wurde Landvogt zu Rorschach und Baden, später Landamann zu Glarus, endlich (1559) vom Kaiser Ferdinand I. in den Adelsstand erhoben und starb 1572. — Vergleichen wir seine Schweizergeschichte mit den früheren Werken ähnlicher Art, so dürfte man ihm wohl ohne Bedenken nicht nur unter diesen den ersten Platz anweisen, sondern auch unter den Späteren möchte ihm schwerlich ein Chronist gleichkommen. Er verglich zuerst alle ihm zu Gebote stehenden Quellen, er benützte handschriftliche Documente nnd Urkunden, die sich in öffentlichen Archiven und Familien vorfanden, er stand mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in Verbindung; sie selbst sahen seine Arbeit, bevor sie veröffentlicht ward, durch, und ihm war zufolge seiner äusseren Stellung der Zugang zu den historischen Quellen aller Art mehr als jedem andern erleichtert. In seinem Werke erblicken wir daher zuerst den Uebergang von der schmucklosen in ihren einzelnen Theilen wenig zusammenhängenden, künstlerisch gar nicht verbundenen Chronik zur Geschichte. Seine Vorgänger erzählen die Begebenheiten meist isolirt und nicht immer in dem Zusammenhange, welcher Geschichte von Chronik unterscheidet; Tschudi hatte zuerst eine lebendige Vorstellung von dem was man Pragmatismus der Geschichte nennt; er bemühte sich die Verbindung zwischen Ursache und Folge zu vermitteln und den rohen formlosen Stoff durch künstlerische Gestaltung zu beleben. Dieß Alles macht sein

*) „Aegidii Tschudii, gewesenen Landammanns zu Glarus, Chronicon helveticum, oder gründliche Beschreibung der sonders in dem Heil. Römischen Reich, als besonders in einer Löbl. Eidgenoßschaft und angrenzenden Orten vorgeloffenen merkwürdigsten Begegnussen," herausgegeben von J. R. Iselin J. U. D. Basel 1734—1736. 2 Bände fol.

Werk zu einer höchst anziehenden und schönen Lectüre; die vor ihm ziemlich vernachlässigte Darstellung ist bei ihm ein Hauptpunkt seines Strebens; das ganze Werk ist von dem Hauch des glühendsten Patriotismus übergossen und war eigends dazu geschaffen, ein belebendes und begeisterndes Nationalwerk zu werden. Wir haben absichtlich die Vorzüge und Lichtseiten von Tschudis Geschichtschreibung hervorgehoben, je nöthiger dieß ist in einer Zeit, wo man bisweilen in seinem Tadel ebenso sehr die richtigen Gränzen zu überschreiten Gefahr lief, wie früher in seinem Lobe; allein, um unpartheiisch zu seyn, dürfen wir auch die Schattenseiten seines Werkes nicht verhehlen, welche fast sämmtlich Folgen seiner Vorzüge und von denselben beianhe unzertrennlich sind. Während nämlich, wie bereits bemerkt, seinen Vorgängern die pragmatische Auffassung oft gänzlich fehlt, geht er darin zu weit, bemüht sich gar oft einen Zusammenhang zu finden, wo keiner ist und die Geschichte, deren Erscheinungen sich in buntem Wechsel durchkreutzen, zum schön abgerundeten Roman zu machen. Seine Darstellung verführt ihn aber oft zum Rhetorisiren und an mancher Stelle hat er das Wahre dem Schönen aufgeopfert. Sein Patriotismus macht ihn einseitig gegen Oestreich und sichtbarlich sucht er jede Gelegenheit hervor, den verhaßten Feind von seiner schlimmsten Seite zu zeigen. Daher vermissen wir auch z. B. bei der Tellsage eine Prüfung der widersprechenden Angaben oder eine Anführung der Quellen, aus denen er die Erzählung schöpfte. — Auch theilt er eine andre Schwäche, welche Geschichtschreibern seiner Art eigen zu seyn pflegt — es fehlt ihm ganz besonders der unbefangene Blick in ältere Zeiten und deren eigenthümlichen Charakter, statt mit unpartheiischer Ruhe die ersten Zustände der Eidgenossenschaft zu ergründen, trägt er seine eigne Ansicht in die Geschichte ganz verschiedener Zeiten hinein und, wie Livius in der römischen Geschichte, gibt er den zerstreuten oft sich widersprechenden Thatsachen der älteren Eidgenössischen Geschichte eine Gestalt, die

seiner individuellen Ansicht zusagt und die — man erlaube mir den Ausdrnck — gerade in sein System paßt. Daß er dabei nicht immer kritisch zu Werke gegangen, sondern oft willkührlich die ihm unpassenden Zeugnisse der Gegner bei Seite gesetzt, und den gordischen Knoten nicht immer gelöst sondern oft blos zerhauen habe, läßt sich leicht denken. — Man muß auf diese unläugbaren Schwächen Tschudis um so mehr achten, als sich aus ihnen auch eine Menge von Einseitigkeiten bei Johannes Müller erklären lassen, welcher ihm bisweilen nur zu blind gefolgt ist und der mit ihm in Standpunkt und Tendenz wesentlich übereinstimmt. Es geht aber daraus ebenso leicht hervor, daß bei unserer Frage Tschudi namentlich Gelegenheit hatte, die richtigen Gränzen zu überschreiten und oft mehr seiner Neigung und Leidenschaft als seiner historischen Pflicht zu folgen. Gerade bei der Tellsage nämlich konnte Tschudi in vorzüglichem Grade seinen Patriotismus einerseits und seinen Haß gegen Oestreich andererseits befriedigen; gerade hier bot sich ihm ein reicher Stoff für seinen Hang zu romantischer Geschichte und daß er diesem Hange folgend die Pflicht des unpartheiischen Geschichtschreibers diesmal versäumt, und von den starken Beweisen gegen den Einfluß der Tellsbegebenheit, von dem Schweigen der ältesten Quellen gar keine Notiz genommen hat, sondern eine, wenigstens stark angefochtene Erzählung, ruhig in die Reihe der Thatsachen aufnimmt, dürfte das unbegränzte Vertrauen, das man ihm früher schenkte, wohl etwas vermindern.

Ohne deshalb Tschudi's hohen Werth und wirkliche Verdienste antasten zu wollen, können wir doch nicht, wie Manche gethan haben, blindlings auf sein Ansehen schwören, sondern müssen offen eingestehn, daß es uns scheint, als habe man Tschudi's Autorität oft wider Gebühr überschätzt, wie denn auch Kopp*), dessen Zeugniß wir hierin für besonders com-

*) Kopp's Urkunden S. 64: „Ueberhaupt ist Tschudi's Glaubwürdigkeit und Gründlichkeit von Müller, von wem immer (ich bekenne,



petent halten, vor allzu festem Vertrauen auf seine Aussagen warnen zu müssen glaubt. —

---

§. 2.

Abweichungen und Widersprüche in den einzelnen Aussagen und muthmaßliche Quelle sämmtlicher Berichte.

Lies't man die oben angeführten Stellen von Ruß, Stumpf, Etterlin und Tschudi aufmerksam durch, so wird man sogleich wahrnehmen, welche auffallende Verschiedenheit sich in den Angaben des Ruß von den übrigen finden. Stumpf, Etterlin und Tschudi nämlich leiten die Gefangennehmung Tells von dem Einstecken der zwei Pfeile und der Drohung des Schützen gegen den Landvogt her, Ruß dagegen sagt: „Nun merkent eben wie Wilhelm Tell die Undätt, als ir vorgehört handt, so jm von dem Landvogt beschechen was, rechen wolt, *dan* er das nit lenger mer erliden mocht und fur gen Ure, und sammelte da die Gemeinde und klagte jnen das — — — das vernam der Landvogt und vieng in u. s. w." — Es darf uns hier nicht kümmern, wessen Angabe die richtigere oder wahrscheinlichere sey, sondern wir machen nur deshalb darauf aufmerksam, um zu zeigen, daß die Erzähler der Sage unter sich selbst nicht einig waren. Noch auffallender nämlich ist ein anderer Widerspruch. Während nämlich die Uebrigen

---

leider lange auch von mir) viel zu hoch angeschlagen worden; ich sage dieses, ohne dessen übrigen Verdienste zu verkennen oder schmälern zu wollen. Allein sein allezeit reger Haß gegen Oestreich hat ihn zu zahllosen Unrichtigkeiten und Verunglimpfungen verleitet; die Sucht, alles umständlich zu erzählen, schob ihm eine Menge von Erfindungen unter; kennt er doch z. B. aus den reichen Archiven Lucerns kaum ein Paar Briefe; und gerade in die Geschichte der drei Länder hat er durch völlige Verkennung der Grundansichten, statt vieles Licht, nur große Verwirrung gebracht." — S. ebendas. S. 45, 47, 118 u. a. a. O. —

den Geßler in der hohlen Gasse bei Küßnach erschießen lassen, sagt Ruß: „Er schaltet das Schiff hinden zu der blatten, dieselb blatt heißt noch hüt by tag Tellenblatt und nam sin Armbrest, so hinten auf dem Bort lag und sprang uf die blatten und spien uff und erschoß den Landvogt.“— Auch hier wollen wir nicht darauf eingehen, wie viel schöner und heroischer Tell durch Rußens Angabe erscheine, indem da das Gehässige des lauernden Meuchelmords wegfällt, wir wollen auch die Unwahrscheinlichkeiten der Ruß'schen Erzählung nicht hervorheben, sondern alles dies auf den zweiten Theil der Untersuchung versparen, wo von den einzelnen *Theilen* der Sage die Rede seyn wird. Vergleichen wir die Angaben der Uebrigen unter sich, so muß es zuerst auffallen, wie Tschudi's Bericht mit dem von Etterlin nicht nur in Ausdehnung und dem Charakter der Darstellung große Aehnlichkeit hat, sondern auch in einzelnen Stellen fast wörtlich mit demselben übereinstimme. Tschudi müßte demnach den Etterlin stark benutzt, oder, was wahrscheinlicher ist, beide aus einer Quelle geschöpft haben. Auffallend ist ferner die große Kürze des ältesten Zeugen, Ruß, verglichen mit der ungewöhnlichen Ausführlichkeit Etterlin's und Tschudi's. Er kennt nur die Hauptmomente der Geschichte Tells; die beiden andern sind von jeder Einzelnheit genau berichtet, sie dramatisiren die ganze Erzählung; sie wissen was Geßler gedacht und gesagt habe, wie alt Tells Knabe war, sie wissen sogar, daß zur Zeit von Tells Flucht noch kein Schnee gelegen habe! Diese allzu genaue Kenntniß der Einzelnheiten muß aber den Verdacht erwecken, jene Uebergänge und Verbindungen seyen das Werk der Chronisten selbst gewesen, und man habe sich nicht gescheut, wegzulassen und hinzuzusetzen was immer beliebte. So machen Etterlin und Tschudi den Tell bereits auf eigne Hand zum Mitglied des Bundes auf dem Rütli, wovon die früheren nichts wissen; Stumpf, der, als Mann von Einsicht, sich bemühte, der Sage einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben, sagt sogar

ausdrücklich, Geßler habe dem Tell blos das Geheimniß des Bundes entlocken wollen und seine tyrannische Zumuthung habe besonders den Zweck gehabt, Tell dahin zu bringen, daß er sich vergäße und den Verdacht des Landvogts bestätigte! — Alles dieß zeigt, wie gerade in Hauptbegebenheiten der Sage die Chronisten selbst im schneidensten Widerspruche stehen, während sie auf der andern Seite in einzelnen Worten oft ganz übereinstimmen. Man vergleiche aber nur des Melchior Ruß ziemlich nackte Erzählung mit der an Einzelnheiten reich ausgestatteten Erzählung eines Tschudi oder gar mit der bis zum Ueberdruß pragmatisirenden Aussage Stumpf's, und man wird erstaunen, wie wenig selbst noch im sechszehnten Jahrhundert die Sage festgestellt war, und wie sehr sie auch damals noch den willkührlichsten Interpolationen ausgesetzt blieb.

Ein anderer Widerspruch findet sich ferner in dem Namen des Landvogts. Ruß und das nachher anzuführende Urner-Spiel geben dem Landvogt noch gar keinen Namen, bei Etterlin heißt er Grißler, bei andern Geßler, bei Stettler Gryßler. Diebold Schilling endlich nennt ihn Graf von Seedorf*). Aus einer Urkunde aber, die Kopp neulich bekannt gemacht hat**) und die sich in dem Schwyzer Archiv vorfindet, wird klar, daß in dem Jahr 1302, aus dem jene Urkunde stammt, der „Her Eppe von Kußnach" die Vogtei Küßnach erhielt; aus einer andern Urkunde***) aber geht hervor,

*) Diebold Schilling's Chronica Bl. 12. b.: Derselb graff von Sedorf zwang Wilhelmen Tällen, daz er sinem eignen einigen suon muit einen öpfel mit eim scharfen pfil ab sinem hopt schießen. —

**) Urkunde vom 15. Mai 1302 bei Kopp S. 58: „Allen denen die dissen brief an sechent oder hoerent lesen si kunt getan Als Her eppe von Kussnach Ritter vogt ze Kußnach und die lut gemeinlich der driier doerfer ze Kussnach ze Haltikon und ze Ymmense mit ein ander waren u. s. w." —

***) Urkunde vom 3. Weinmonat 1314 bei Kopp, S. 125: „Wir Lupolt von Gotz gnaden, Hertzog ze Oesterreich und ze Stir,

daß um 1314 die Vogtei noch bei demselben Geschlechte war. Nach dessen Erlöschen kam sie an Walter von Tottikon und durch dessen Tochter, Johanna, an ihren Mann, Heinrich von Hunwile, endlich (1402) gelangte sie an das Land Schwyz, war also, wie Kopp urkundlich darthut, niemals bei einem Geßler. —

Auch in der Chronologie finden sich die auffallendsten Widersprüche. Der genannte Schilling setzt die That Tells in das Jahr 1313, wofür ein gewisser Cysat 1314 corrigirte, das Urner-Spiel setzt das Jahr 1296, Tschudi und Müller 1307, die ältesten Zeugen der That, Ruß und Etterlin aber wissen sie noch gar nicht chronologisch zu bestimmen. —

Ueberhaupt ist es ungemein auffallend, daß gerade die Späteren immer genauer und sorgfältiger in den Specialitäten der Sage bewandert sind, die ältesten Zeugen dagegen noch ziemlich unbestimmt und allgemein sind. Auf die Verschiedenheit des Umfangs haben wir bereits aufmerksam gemacht. Ruß weiß noch keinen Namen des Landvogts, keine Jahrszahl, bei ihm fehlen mehrere Momente, die ganz besonders dazu geeignet waren den Knoten des Dramas mehr zu verwickeln und die Lösung spannender zu machen. Gewiß höchst sonderbar! Zeitgenossen der angeblichen That erzählen gar Nichts davon, ein Chronist, der etwa 150 Jahre nach ihr lebte, kennt einige rohe Umrisse derselben, und, wenn gleich mangelhaft, doch schon die Hauptzüge der Sage; diejenigen aber, die zwei volle Jahrhunderte nach der Sage lebten, sind ganz genau über Namen, Ort und Zeit unterrichtet, sie haben die Sache fast dramatisirt und berichten ausführlich jede Frage und jede Antwort der handelnden Personen — alles

---

veriehen und tuon kunt, allen den, die disen Brief ansehent und horend lesen, daz wir von unsere und unsere bruodere wegen, dem Erbern Rittere, Eppen, von Kußnach" u. s. w.

Dinge, wovon man bisher nur Wenig wußte. Und auf solche Zeugen hin, deren Verfälschung und Erdichtungssucht nur zu grell in die Augen fällt, erklärte man jene Mythe für eine historische Thatsache ohne einzusehen, was doch der Sachverhalt ganz deutlich zeigt, wie jede Generation es sich zur angelegentlichen Pflicht machte, die sagenhafte Geschichte immer mehr zu erweitern und auszuschmücken. — Bei Ruß erscheint Tell noch als eine politisch unbedeutende, von dem übrigen Treiben der Schweizer ganz isolirt dastehende Person; die Späteren, namentlich Tschudi und Simler*), ermangeln auch nicht ihm eine Rolle in dem großen Drama zu geben, und ihn auf eigene Hand zum Mitglied des Bundes zu machen, der auf dem Rütli geschlossen worden seyn sollte. Wie weit aber Stumpf darin geht, haben wir bereits oben gezeigt. — Ist es noch zu wundern, daß auch Müller, der solchen Quellen folgte, so Manches Unerwiesene aufnahm, so gern ein Mährchen mit unterlaufen ließ, und, wo die Geschichte schwieg, oft statt Thatsachen seine individuelle Ansicht hereintrug? Jene Widersprüche sind aber um so auffallender, je mehr die Chronisten sonst in einzelnen Ausdrücken und Wendungen oft wörtlich übereinstimmen und also auch hiedurch bewiesen, daß es der Neigung und Willkühr freizustehen schien, der Sage zu nehmen oder zuzusetzen, was ein Jeder wollte. Ob und inwiefern die scandinavische Sage des Saxo Grammaticus auf jene Ausbildung der einzelnen Züge in der Tellsage ihren Einfluß gehabt habe, davon werden wir gleich im Anfange der folgenden Haupt-Abtheilung handeln; für jetzt mag das Obige genügen, um zu zeigen, wie unkri-

---

*) Tschudi sagt (Th. I. S. 238): „Wilhelm Tell, der ouch heimlich in der Pundtsgesellschaft was;" — Josias Simler Regiment gemeiner Eydgenossenschaft, Basel 1576. 12. Fol. 27: „Einer aus den Pundtsgenossen Wilhelm Tell genannt." **Auch Stumpf und Etterlin sagen etwas ähnliches, Ruß und Stettler dagegen wissen davon Nichts. —**

tisch und schwankend der Boden war, auf dem die Berichte über die Tellsage beruhen. —

Wir kämen nun auf den zweiten, in der Ueberschrift dieses Paragraphen angedeuteten Punkt, nämlich die muthmaßlichen Quellen der Erzählung, und hier müssen wir gleich anfangs mit Bedauern wiederholen, was wir bereits oben angedeutet, daß nämlich zwischen einem Justinger und Vitoduranus einerseits und einem Ruß, Etterlin, Tschudi andererseits ein leerer Raum liege, dessen genügende Ausfüllung uns durch den Mangel an tüchtigen Quellen ungemein erschwert wird. —

Woher nun die genannten Chronisten ihre Berichte über den Aufstand der drei Waldstätte geschöpft, woher besonders Ruß seine Mittheilung fast wörtlich entnommen, zeigt selbst eine flüchtige Vergleichung mit den früheren Quellen, und wir haben bereits oben angedeutet, daß Justinger es besonders war, dem sie hierin als Führer folgten. Wie verhält es sich nun aber mit der Tellsage? Davon hat keiner der ältesten Chronisten etwas erwähnt; wer mag also hier die Quelle gewesen seyn, aus der Ruß und seine Nachfolger schöpften? Diese schwierige Frage mit völliger Gewißheit zu beantworten, wird uns zwar durch die oben berührten Umstände sehr erschwert; allein wir wollen es dennoch versuchen, wenn auch nicht alle Räthsel zu lösen, doch wenigstens in dem Labyrinthe einen Faden aufzufinden, der es uns möglich macht, durch die Verwirrung hindurchzukommen. —

Fragen wir nämlich nach der ersten und natürlichsten Quelle einer jeden Volkssage, so ist dies die mündliche Tradition *) und die auf sie gegründete Poesie, die sich zunächst in der meist kunstlosen und einfachen Form des Volksliedes ausspricht. Denn bevor noch die Zeit der schriftlichen historischen Ueberlieferung gekommen ist, wird die rohe Masse

*) S. Aschbach in den Heidelb. Jahrb. der Literatur 1836. S. 973. —

des traditionellen Stoffes mehr oder minder geschickt verarbeitet durch Lieder, in denen sich die ursprünglich einfache Sage bald in hundert verschiedenen Wendungen und Schattirungen zeigt und die dann wieder dem Chronikschreiber als Führer dienen müssen. Je mannigfaltiger aber und verschiedener die Formen sind, in welche der Liederdichter die Volkssage einschränkt, desto leichter erklärt sich, warum gerade in diesem Falle die Chroniken oft so sehr von einander abweichen. Der sagenhafte Stoff ist zum freien Eigenthum des Volkes geworden, das damit nach seinem Belieben schaltet und waltet; Gränzen sind nicht vorgezeichnet, so daß der Dichter des Liedes sich berechtigt glauben muß, der Sage die Gestalt zu geben, die seiner Persönlichkeit zusagt. Der Geschichtschreiber aber, der darauf seine Erzählung baut, ist kaum mehr im Stande, unter den vielen Ringen den ächten zu unterscheiden; er wählt wieder die Form aus, die ihm die wahrscheinlichste oder auch die anziehendste scheint, und so kommt es im Laufe der Zeit, daß unter den vielen Formen der Sage eine herrschend wird und in den Augen der gläubigen Menge das Ansehen einer geschichtlichen Thatsache erhält. — Alles dies bedarf kaum eines weiteren Beweises, es ist in der Natur der Sache selbst begründet und wird durch die Erfahrung hinlänglich bestätigt. —

Wir können uns daher der Vermuthung nicht enthalten, auch der anfangs dürre Stoff der Tellsage sey in das Gebiet der Volkslieder übertragen worden, und habe dort bald eine Gestaltung erhalten, deren weitere Ausbildung die Sage später in dem Gewande zeigt, in dem sie nun vor uns liegt. Die Widersprüche in den Berichten der Chronikschreiber aber seyen auf Rechnung der verschiedenen Tellenlieder zu schreiben, deren sich jene Männer als Quellen bedienten. Endlich ginge daraus eben so leicht hervor, daß keine der Gestaltungen der Sage, wie sie in den Berichten von Ruß bis Tschudi vor uns liegen, der Geschichte angehört, sondern alle der willkührlichen Fiction und poetischen Erfindung ihren Ursprung

verdanken. Doch wir wollen dem Resultate nicht vorgreifen, sondern kehren zu den Volksliedern zurück. Jene Vermuthung nämlich, die wir über das Vorhandenseyn von Tellenliedern geäußert haben, wird in der That bestätigt durch einzelne, wenn auch schwache Ueberreste derselben, die uns die Zeit aufbewahrt hat.

Ehe wir auf diese Lieder übergehen, glauben wir dem Leser eine Erklärung über einen Punkt schuldig zu seyn, der ebenfalls mit den Tellenliedern in Verbindung steht. Rocholtz in seiner Liederchronik S. 285 führt nämlich ein Paar Verse auf Tell an, die nach ihm von einem Zeitgenossen Tells, dem Heinrich von Hünenberg seyn sollen. Sie lauten so:

Dum pater in puerum telum crudele coruscat
Tellius, ex jussu, saeve tyranne, tuo,
Pomum, non natum figit fatalis arundo:
Altera mox ultrix te, periture, petit.

Sind diese Verse ächt, so können wir der Ansicht Aschbach's nur beistimmen, und müssen sie als das erste Tellenlied, aus der scandinavischen Sage hervorgegangen, betrachten*). Allein eben gegen die Aechtheit spricht noch gar Vieles. Man hätte wenigstens die Quelle angeben sollen, wo sich die Verse finden; — so ist es aber immer auffallend, daß man sie plötzlich erst jetzt in unserer erfindungsreichen Zeit entdeckt hat,

---

*) Aschbach sagt, Heidelberg. Jahrb. S. 977: „Wenn diese lateinischen Verse wirklich ächt sind, so würde man nicht nur die ältesten Grundlagen zu dem Tellenliede haben, sondern zugleich auch nachweisen können, wie die Sage des Saxo Grammaticus von Toko auf den Schweizerschützen Wilhelm Tell, den Zeitgenossen Heinrichs von Hünenberg, übertragen worden, und später in den Tellenliedern den Schweizerzuständen angepaßt worden ist. Die Verse von Heinrich von Hünenberg, welche recht gut des Saxo Grammaticus Erzählung ins Kurze gezogen haben dürften, mit der einzigen Veränderung, daß anstatt Toko (was unstreitig Schütze bedeutet) Tellius (Zieler, Schütze) gesetzt ist, lauten" u. s. w.

wo man auch so glücklich war, den Sanchuniathon und das Tagebuch Valentin Gierths wieder aufzufinden!

Wir besitzen nun aber noch einige Tellenlieder, die uns zwar für die übrigen verlorenen nicht zu entschädigen vermögen, die aber gleichwohl vortrefflich dazu dienen können, uns auf dem dunklen Pfad der Untersuchung einiges Licht zu gewähren. Das erste derselben findet sich an dem Giebel eines Hauses in Arth in der Schweiz*), und lautet folgendermaßen:

Tell.

Zu Ury bey den Linden
Der Vogt steckt auf den Huth,
Und sprach: Ich will den finden,
Der dem kein Ehr' anthut.
Ich that nicht Ehr' dem Huthe,
Ich sah ihn kühnlich an,
Er sagt, du traust dem Muthe,
Will sehen ob du ein Mann! —
Er faßt den Anschlag eitel,
Daß ich nun schieß geschwind
Den Aepfel von dem Scheitel,
Meinem allerliebsten Kind.

Kind.

Ach Vater was hab' ich gethan,
Daß du mich also bindest an?

Tell.

Mein Kind schweig still, mein Herz schon
Ich hoff, es soll mein Pfeilgeschoß
Kein Schaden dir bereiten,
Du trägst kein Schuld und ich kein Sünd
Ruf nur zu Gott mit mir mein Kind,

*) Dort hat es Arnim abgeschrieben und bekannt gemacht in des Knaben Wunderhorn. I. Th. S. 17. f.

Gott wird den Pfeil schon leiten.
Halt auf dein Haupt, richt dich nur auf,
In Gottes Namen schieß ich drauf,
Der gerechte Gott soll leben! —

Kind.

Ach Vater mein, Gott mit uns hält,
Der Apfel von dem Scheitel fällt,
Gott hat den Segen geben.

Das zweite Tellenlied,*) das wir besitzen ist ausführlicher und lautet folgendermaßen:

Wihelm bin ich der Telle
Von Heldenmuth und Blut!
Mit meinem Gschoß und Pfeile
Hab' ich der Freiheit Gut
Dem Vaterland erworben,
Vertrieben Tyrannei,
Einen festen Bund geschworen
Han unser Gsellen drei.

Schwyz, Uri, Unterwalden
Gefreiet von dem Rych,
Litt großen Zwang und Gewalte
Von Vögten unbillig;
Kein Landmann dorft' nit sprechen:
Das ist mein eigen Gut! —
Man nahm ihm also freche
Die Ochsen von dem Pflug.

---

*) Es erschien zuerst unter den Titel: „Ein new Lied von Wilhelm Thell, von der Historie und dem Ursprung der Eydgenossenschaft durch Hieronymum Muheimb gebessert und gemehrt. 1633." Dann erschien es wieder 1673 und 1674. — Es findet sich dann abgedruckt in des Knaben Wunderhorn 2. Th. S. 129 und wenig verschieden in Rocholtz Eidgenössischer Liederchronik 1835. S. 277. ff.

Dem, der sich wollte rächen
Und stellen in die Wehr,
Ließ man das Aug ausstechen;
Und hört der Bosheit mehr:
Zu Altdorf bei der Linden
Steckt auf der Vogt den Hut
Und sprach ich will den finden,
Der dem nicht Ehr anthut!

Das hat mich verursachet,
Daß ich mein Leben wagt;
Den Jammer ich betrachtet,
Des Landmanns schwere Klag —
Viel lieber wollt' ich sterben,
Dann leben in solcher Schand;
Dem Vaterland erwerben
Wollt ich den freien Stand!

Den Filz wollt' ich nicht ehren,
Den aufgesteckten Hut;
Das grimmte den Twingherren,
In seinem Uebermuth
Faßt er den Anschlag eitel,
Daß ich muß schießen geschwind
Einen Apfel von dem Scheitel
Meinem allerliebsten Kind.*)

Da bat ich Gott, den Guten,
Da spien**) ich auf mit Schmerz,
Vor Angst und Qual mir blutet

---

*) Diese Uebereinstimmung mit den Worten des vorigen Liedes ist überraschend; vielleicht daß jenes nur ein etwas verändertes Fragment des letzteren ist. —

**) d. h. spannte.

Mein väterliches Herz;
Den Pfeil konnt wohl ich setzen
Bewahret blieb der Knab,
Ich schoß ihm unverletzet
Vom Haupt den Apfel ab.

Auf Gott stund all mein Hoffen,
Der leitete den Pfeil;
Doch hätt' ich mein Kind troffen —
Fürwahr ich hätt' in Eil
Den Bogen wider gspannen,
Und treffen an den Ort
Den gottlosen Tyrannen,
Zu rächen solchen Mord!

Das hat der Bluthund gschwinde
Gar wohl an mir verschmeckt,
Als ich einen Pfeil dahinten
Ins Goller eingesteckt;
Was ich damit thät meinen?
Wollt er ein Wissen han;
Ich konnt' es nicht verneinen,
Zeigt ihm die Meinung an.

Er hat mir zwar versprochen,
Er thäte mir kein Leid,
Jedoch er hat gebrochen
Sein Wort und seinen Eid;
Ja zu denselben Stunden
Mit Zorn er mich ergriff,
Ließ mich gar hart gebunden
Hinführen in ein Schiff.

Ich gnadet*) mein Gesinde,
Daß ich sie muß verlon,

*) d. h. verabschiedete.

Mich jammern Weib und Kinde
Mit manchem Biedermann;
Er wollt mich han zur Buße
Beraubt des Sonnenscheins,
Zu Küßnacht auf dem Schlosse
Mich ewig sperren ein.

Gott that den Wind gebieten,
Daß kam ein Sturm daher;
Der See fing an zu wüthen,
Das Schiff stand in Gefahr;
Der Vogt ließ los mich binden
Und an das Ruder stohn,
Er sprach: Hilf und geschwinde
Mir und dir selbst davon!

Das mocht ich gern verstatten
Und sümte mich nit lang,
Da kam ich zu der Blatten,
Zum Schiff hinaus ich sprang,
Ich eilte wunderschnelle
Durch hohe Berg hindan —
Den Winden und der Welle
Befahl ich den Tyrann.

Er brüllte wie ein Leue
Und schrie mir zornig nach,
Ich achtet nicht sein Dräuen
Zu flihen war mir gach*)
Ja in der Hohlen Gassen
Wollt rächen ich den Trutz,
That meine Armbrust fassen
Und stellte mich zum Schutz.

Der Vogt kam jetzt geritten
Herauf die Gassen hohl,

*) d. h. schnell.

Ich schoß ihn durch inmitten,
Der Schuß gerieth mir wohl;
Zu Tod ist er geschossen
Mit Einem Pfeile gut,
Bald fiel er ab dem Rosse,
Deß ward ich wohlgemuth.

Hierauf folgt eine Beschreibung des weiteren Kampfes und der Schlacht am Morgarten, an die der Verfasser des Liedes eine ernste Ermahnung an die Eidgenossen anreiht, aus der wir folgende Stelle hervorheben:

Thut Euch zusammen halten
In Fried' und Einigkeit,
Als eure frommen Alten,
Betrachtet Bund und Eid;
Laßt Euch vom Geld nicht müssen,
Die Gaben machen blind,
Daß ihr es nicht müßt büßen
Und dienen dann dem Fiend. —

Das Lied schließt endlich mit den Worten:

Nehmt hin fromm' Eidgenossen!
Die noch aufrichtig sind,
Dies Lied, hiemit beschlossen,
Und schlagt es nicht in Wind.
Der Mucheim hat's gesungen,
Gedichtet und gemehrt,
Den Alten und den Jungen
Im Vaterland verehrt.

Ein drittes Gedicht dieser Art ist das von verschiedenen Schweizerischen Forschern*) angeführte „Urner Spiel," das

---

*) Haller's Bibl. der Schweizergesch. a. a. O. Kopp's Urkunden S. 44. Der Titel lautet: „Ein schönes Spiel gehalten zu Ury in der Eydgenoßschaft, von Wilhelm Thellen, ihrem Landmann, und ersten Eydgenossen."—

um 1740 erschien, und aus dem Kopp einzelne Stellen mittheilt. So sagt es von dem Verhältniß der drei Länder zu Graf Rudolf von Habsburg:

„Daß sie sich under sein Herrschafthand
Gütlich ergeben mit ihrem Land,
Als aber nach dem er Kaiser ward
Wurden sie bevogtet streng und hart."

Auch in diesem Lied, wie in der Chronik von Ruß hat der Landvogt noch keinen Namen; Walther Fürst kommt gar nicht vor, Wilhelm Tell hat überall die Hauptrolle. Er sagt zu dem Landvogt:

Wär' ich vernünftig, witzig und schnell,
So wär' ich nicht genannt der Thell.

Damit vergleiche man die Worte bei Tschudi und Etterlin: „Wär ich witzig, so hieß ich nit der Tell," und man muß die Uebereinstimmung ganz auffallend finden. — Nach diesem Liede geht erst nach des Landvogts Ermordung die Gemeinde in den Bund, es heißt, sie seyen ungefähr 1296 durch ihre Vereinigung und die Ermordung des Tyrannen frei geworden.

Ein Jahr darnach gantz gütiglich
Ergaben sie sich dem Römischen Reich
Und König Adolf dem Frommen,
So sind sie wieder ans Reich kommen*).

Doch wir kehren zu den übrigen Tellenliedern zurück; ein flüchtiger Blick auf ihre Sprache nämlich und äussere Form zeigt hinlänglich, daß sie entweder schon ziemlich neuen Ursprungs sind oder wenigstens Ueberarbeitungen von späterer Hand erlitten haben. Das letztere wird ja am Schlusse des Liedes ausdrücklich von einem gewissen Muheimb ausgesagt,

*) Auf diese merkwürdige Abweichung, die schon Kopp S. 45 gewürdigt hat, werden wir unten noch zurückkommen. —

und, wenn man Haller's Urtheil hört,*) so hat dieser Muheimb, der Pritschenmeister**) in Uri war, das Lied sehr entstellt. Wenn nun Haller von einer Entstellung spricht, so muß er ja nothwendig eine ältere, von der Muheim'schen Bearbeitung, verschiedene Gestalt des Liedes gekannt haben und daß wirklich mehrere ältere Formen vorhanden gewesen sind, dürfte sich auch aus Gründen, die in der Natur der Sache selbst liegen, wohl von selbst verstehen.

Obschon es nun nicht wohl möglich ist, aus den wenigen vorhandenen Liedern einen unmittelbaren Zusammenhang der Chronikberichte mit ihnen nachzuweisen, so glauben wir doch wahrscheinlich gemacht zu haben, daß ein Zusammenhang zwischen älteren vorhandenen Liedern und den Aussagen der Geschichtschreiber des sechszehnten Jahrhunderts mit Grund anzunehmen und daß die Ursache der Abweichungen in ihren Angaben in der verschiedenen Fassung der weitverbreiteten Volkslieder zu suchen sey. Vielleicht möchte es auch dem Zufall gelingen, eines der älteren Tellenlieder, die als fliegende Blätter verbreitet waren, aufzufinden und dadurch das, was wir als blose Vermuthung aussprachen, eine genügende Bestätigung finden. —

Woher nun aber diese Lieder entstanden seyen und was die Volksdichter veranlaßt haben mag, den sagenhaften Stoff dem Volk als eine Art von Geschichte zu geben, das gehört in die eigentliche Schlußuntersuchung dieser ersten Abtheilung, wo es seine Stelle finden soll; jetzt sey es uns nur erlaubt, die aus der bisherigen Zusammenstellung des Materials gewonnenen Resultate kurz zu wiederholen. —

Wir haben nämlich in Bezug auf die in diesem zweiten Abschnitt behandelten Quellen der Tellsagen gesehen, daß

*) Haller Biblioth. der Schweizergesch. V. Th. S. 19. —

**) Nach Frisch's Definition ein *praeco, ut rythmos extemporales pronunciet.* —

ihre historische Glaubwürdigkeit bei weitem nicht groß genug sey, um eine Sage, von der ältere zum Theil tüchtige Gewährsmänner schweigen, als Thatsache anzuerkennen, und mit Uebergehung aller Gegengründe blos auf ihre Aussage hin der Tellsage einen Platz in der Geschichte anzuweisen. —

Wir haben ferner gezeigt, daß sie unter sich selbst über die Sage nicht ganz einig waren, und daß aus den Widersprüchen, welche sich bei ihnen finden, ziemlich klar hervorgeht, wie sehr es der Sage von Anfang her an einer sicheren historischen Begründung mangelte.

Endlich haben wir darauf aufmerksam gemacht, wie zunächst Lieder es gewesen sind, aus denen die Sage in das Gebiet der Geschichte hinübergeflossen ist, und wie die genannten Chronikschreiber höchst wahrscheinlich aus zerstreuten Volksliedern ihre historischen Berichte construirt haben. —

Da wir nun die ganze Untersuchung damit begonnen haben, daß wir die ältesten vorhandenen Quellen der eidgenössischen Geschichte prüften und ihr Stillschweigen über Tell beurtheilten, da wir alsdann an diese Prüfung die Untersuchung über die Quellen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts anreihten, welche die Tellsage zuerst enthalten, so bleibt uns zum Schluß noch übrig, eine übersichtliche Darstellung dessen zu geben, was in der Bearbeitung unserer Frage bisher geschehen ist, um nach Beendigung dieser Uebersicht auf das eigentliche Resultat der Hauptfrage, nämlich der Untersuchung über Tells Existenz und sein Verhältniß zur Befreiung der Schweiz, übergehen zu können. —

Dritter Abschnitt.

Ueber die verschiedenen kritischen Bearbeitungen der Tellsage.

Gewöhnlich werden Sagen, wenn sie auch der historischen Begründung noch so sehr ermangeln, doch wenigstens in der auf die Entstehung zunächst folgenden Zeit für wahr angenommen; die Tellsage dagegen hat das eigene Schicksal gehabt, schon in dem Jahrhundert, in dem die That geschehen seyn soll, bedeutende Anfechtungen und skeptische Angriffe zu erleiden. Daß nämlich schon ein oder zwei Menschenalter nach dem angeblichen Tell es an kühnen Zweiflern nicht gefehlt haben mag, davon zeugt uns die um 1388 geschehene amtliche Aufforderung, deren Zweck war, die Sage für immer in das Gebiet der Geschichte einzuführen. In der That erreichte man auch seinen Zweck insofern, als nun die Stimmen der Zweifler verstummten, und, je eifriger Poesie und Geschichte es sich zur Pflicht machten, die angebliche Begebenheit zu verbreiten, desto weniger schien es Jemanden einzufallen, die längst aufgegebenen Angriffe von Neuem aufzunehmen. Es scheint indessen, als habe sich im Stillen und zwar gerade bei den Gebildeteren eine leise Regung des Zweifels erhalten, denn im siebzehnten Jahrhundert tritt plötzlich **Williman** (**Franciscus Guillimanus**) von Neuem damit hervor. — Derselbe spricht sich nämlich im Jahre 1607 in einem Brief an seinen Freund Goldast *) über unsere Sage also aus: „De Tellio quod requiris, etsi in antiquitatibus helveticis famam secutus vulgarem quaedam tradiderim, tamen, si serio et pensitato sententiam proferre lubeat, fabulam meram arbitror,

*) S. Guillim. epist. ad Goldast. anno 1607. 27. Mart. ap. 143.

praesertim cum scriptorem aut Chronicon nullum adhuc repererim, qui ante centum annos vixerit aut scripserit, in quo ejus rei mentio fit. Ad majorem invidiam ficta esse videntur ea omnia et fabulam ortam ex more loquendi vulgi, qui sagittarium commendans pomum de vertice filii posse impune et innoxie injicere telo, eum jactitat. Ipsi Uranii de ejus sede non conveniunt, nec familiam ejus aut posteros ostendere possunt, cum pleraeque aliae familiae eorundem temporum supersint. Multa alia argumenta habeo, sed cur te morer *) etc. etc.“

Der nächste Gelehrte, der gegen die Tellsage zweifelnd auftrat, war J. C. Iselin**). Er hat seinen Zweifel durch folgende Gründe motivirt: „Doch wie viele neue Scribenten auch dieser Geschicht Meldung thun, so kann man gleichwohl nicht mit Stillschweigen übergehen, daß 1. solche in keinem gar alten Geschichtschreiber gefunden werde, und 2. daß Olaus Magnus und aus dem noch andere eine ganz gleiche Begebenheit von einem gewissen Toko erzählen, die sich zur Zeit des dänischen Königs Harald, und also viele hundert Jahre ehe noch die Schweizer von österreichischen Landvögten gedränget wurden, solle ereignet haben und doch der vorerzählten Geschicht des Wilhelm Tellen ganz gleich ist.“ —

Nach einem ziemlich langen Stillschweigen ward die Sache endlich von Neuem angeregt, und zwar in der Weise, daß nun auch die Anhänger der Sage nicht mehr länger schweigen zu dürfen, sondern für die Erhaltung des theuern Glaubens sich laut erheben zu müssen glaubten. Der Pfarrer U. Freuden-

*) Wildlerus sucht in einem Briefe an Goldastus, diesen vom Gegentheil zu überzeugen, und meint: „Scriptores de ea re tacere mirum non est; nosti enim illius saeculi barbariem.“ Allein wir haben oben gezeigt, wie unstatthaft und völlig grundlos bei unserer Sage dieser Einwand ist. —

*) Historisches und geographisches Wörterbuch Tom. IV. S. 374 und 640. —

berger nämlich verwarf in einer eigenen Abhandlung, die unter dem Titel Guillaume Tell, fable Danoise 1760 erschien, die Erzählung in ihrem ganzen Umfange, in dem er sich dabei außer den von Williman beigebrachten Beweisen besonders noch auf folgende Gründe stützte. Erstens seyen die Berichterstatter selbst unter sich uneinig und völlig im Widerspruch, zweitens geschehe des Tell in den nachfolgenden historischen Ereignissen nirgends mehr Erwähnung, drittens sey der Ort, wo Tell gestanden haben soll, von dem angeblichen Standort des Knaben so weit entfernt, daß kein Pfeil hätte hingelangen können. Viertens endlich sey bei den Schweden, für deren Nachkommen sich die Schweizer hielten, in mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung längst eine ganz ähnliche Sage verbreitet gewesen. — Auf diese Gründe, die allerdings in das Herz der Sage tief einschneiden, glaubte man nichts Besseres thun zu können, als das Buch zu verbrennen, und in der That dieses argumentum ad hominem hatte die Folge, daß bald mehrere Vertheidiger der Erzählung mit scheinbar gewichtigen Gründen hervortraten, die heimlichen Zweifler aber hinlänglich davon abgeschreckt wurden, sich für ihren Eifer für Wahrheit gleichsam in effigie verbrennen zu lassen. —

Der erste Vertheidiger war J. A. F. Balthasar in der Schrift Defense de Guillaume Tell. 1760. Daß ein Tell im Kanton Uri wirklich gelebt habe, hat Balthasar, wie uns scheint, mit erschöpfenden Gründen dargethan. Ob diese Person aber von dem Landvogt gezwungen den Apfel von seines Kindes Haupt geschossen und durch die Ermordung des Tyrannen das Vaterland befreit habe, das zu beweisen, konnte ihm trotz aller Gründe, die er hervorsuchte, nicht gelingen. Diese Gründe waren aber hauptsächlich folgende: Erstens habe schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts M. Ruß die Sache erzählt*); zweitens sey die Wahrheit der Erzäh-

*) Ruß schreibt allerdings zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, allein das ist immerhin fast zwei Jahrhunderte nach der That;

lung durch Münzen, Lieder, Feste und Denkmahle unwiderleglich dargethan*); drittens hätten 114 Menschen aus Tells Zeit die Wahrheit der Sage beschworen**), viertens hätt noch Tells Geschlecht lange nachher geblüht***).

Während dem hatte sich aber (1759) schon ein Kämpfer für die Tellssage im Stillen gerüstet, ohne jedoch öffentlich aufzutreten†). Er tritt mit fünfzehn Gründen in die Schranken, von denen mancher viel Scheinbares hat, die aber im Ganzen doch nicht im Stande sind, die Tellsage zu beweisen. Joseph Imhoff nämlich, Pfarrer zu Schadorff im Urner Gebiet erklärte sich für Tell aus folgenden Ursachen: 1. Bewogen durch die amtliche Aussage von 1388; 2. weil Tells Geschlecht fortlebte; 3. wegen der gründlichen Situation des Orts am See, „da ein Capell zu bauwen niemand hätte gescheider weis können in Sinn kommen;" 4. die allgemeine Tradition spricht dafür; 5. die feierlichen Umzüge; 6. die Fortpflanzung aller fünf Heldengeschlechter, Fürsts, Staufachers u. s. w.; 7. die Stiftung einer Kapelle an der Stelle von Tells Wohnung; 8. Die Erbauung einer Kapelle zu Küßnach; 9. uralte Manuscripte in Ury; 10. die Linde an dem Platz zu Altorf; 11. viele alte Gemälde; 12. die Bestrafung eines Menschen, der wider Tell geredet; 13. alte Zeugnisse; 14. der Verweis

---

seine Glaubwürdigkeit aber und seine ganze Stellung zur Schweizergeschichte wurde im vorigen Abschnitt ausführlich gewürdigt. —

*) Alle diese Denkmahle stammen aus der Zeit nach 1388, und haben dieselbe Quelle wie die Aussagen der Chronisten (nämlich das öffentliche Zeugniß der 114), können also nicht als unmittelbare Stimmen der Zeitgenossen und Augenzeugen gelten. —

**) Sie beschworen nur einen Tell gekannt, keineswegs aber dessen Thaten selbst gesehen zu haben.

***) Allein Williman sagt: „nec familiam nec posteros ejus ostendere possunt." Wer von beiden hat nun Recht? —

†) Seine Gründe hat Haller abgedruckt in dem Zweiten Versuch eines kritischen Verzeichnisses u. s. w. Bern 1762. S. 332 ff. —

den Pfarrer Flüeler in Stans wegen eines Angriffes auf die Tellsage erhalten; 15. die Autorität mehrerer angesehenen Männer; — Man sieht, dem guten Imhoff war es darum zu thun, eine recht starke Anzahl von Gründen zusammenzustellen, ohne auf ihren kritischen Gehalt Rücksicht zu nehmen. Der Grund Nr. 1. beweis't nur Tells Existenz; alle folgenden bis Nr. 8 nicht einmal soviel, da, wie oben bemerkt, die kirchlichen Denkmahle als unmittelbare Beweise gar nicht gelten können. Unter Nr. 9 hat der Vf. wohlweislich nichts Näheres angegeben, was ihm auch wohl schwer dürfte gefallen seyn. Mit Gründen, wie Nr. 11, 12, 14, 15, mag man den unerfahrenen Haufen wohl überzeugen, aber Niemanden, der auch nur einen oberflächlichen Begriff von Historie und historischer Kritik hat. — Denn wer will die Wahrheit eines Factums daraus erweisen, daß die partheisüchtigen Freunde desselben die zweifelnden Gegner religiös oder politisch verketzert haben?—

Auf die Schrift Balthasars folgte noch in demselben Jahre eine andere im Journal helvétique (1760. Mars) unter folgendem Titel: „Lettre de M. J. à M. K. sur une petite brochure intitulée: Guillaume Tell, fable danoise.“ Die Schrift läßt sich auf Gründe wenig ein, und enthält größtentheils nichts als persönliche Invectiven und schmähende Ausfälle gegen Freudenberger.

Auch Gottlieb Emanuel von Haller, ein sehr gründlicher und genauer Kenner der Schweizergeschichte und ihrer Quellen, den man erst für den Verfasser der Freudenberger'schen Schrift gehalten hatte, sah sich genöthigt, um der patriotischen Grobheit seiner Landsleute auszuweichen, als Vertheidiger der Tellsage aufzutreten. Er that dies, indem er die Gründe Balthasars wiederholte und das Ganze in Form einer Rede öffentlich vorlas. Der Titel ist: „Wilhelm Tell, eine Vorlesung, gehalten im hochlöbl. äusseren Stand zu Bern. 1773.“ Die Schrift enthält im Ganzen wenig

Neues, und wurde nebst der Balthasar'schen erst kürzlich von Neuem abgedruckt*). —

Schon vor Haller hatte Zurlauben (in seiner Lettre sur Guillaume Tell, Paris 1767) eine neue Vertheidigung der Sage versucht und sich dabei besonders folgender Gründe bedient. Erstens beruft er sich auf die Aussage der 114 Personen, dann auf einen festlichen Zug von Stein nach Bürglen, den Tell selbst eingerichtet haben sollte; drittens, sagt er, habe die Linde, an welcher der Knabe stand, noch 1567 existirt**); viertens endlich habe Tell selbst in der Schlacht bei Morgarten mit gefochten***). —

Das nächste Buch, das die Tellsage verfocht, und dessen Verfasser durch seine Auctorität am meisten dazu beitrug, die Wahrheit der Erzählung in Credit zu bringen, war Johannes Müller's Schweizergeschichte †). Die Chroniken, auf die er sich berief, sind indessen alle erst nach dem Jahre 1388 abgefaßt, also über der Zeit, welcher man ein eigentlich competentes Urtheil zuschreiben kann. Auch scheint er nicht sehr stark an den Schuß geglaubt zu haben. Denn er sagt: „Gewiß hat dieser Held im Jahre 1307 gelebt, und an den Orten, wo Gott für das Glück seiner Thaten gedankt wird, solche

*) „Vertheidigung des Wilhelm Tell. Flucien 1824."

**) Wenn man den Namen eines Landvogts, eine Jahrszahl, eine ganze Geschichte erfand, da mochte sich ja auch leicht ein Baum finden, den man als stummen Beweis gebrauchen konnte. Wir müssen aber offen erklären, daß uns solche Gründe gar zu matt vorkommen. —

***) Wenn dies bewiesen wäre, so spräche es doch nur für die Existenz eines Tell. Allein es ist nicht bewiesen; denn kein älterer Chronist weiß etwas davon. Wäre aber Tell, selbst abgesehen von dem Apfelschuß, wirklich die bedeutende Person gewesen, die man aus ihm macht, so hätte ihn Vitoduranus bei der Erzählung der Schlacht am Morgarten wenigstens erwähnen müssen. —

†) Erster Band S. 644. Leipz. Ausg. 1806.

Unternehmungen wider die Unterdrücker der Waldstette gethan, durch die dem Vaterlande Vortheil erwachsen, so daß er das dankbare Andenken der Nachkommen verdient." Daß Johannes Müller bisweilen, seinen Landsleuten zu gefallen, etwas mehr sagte, als die wahre Beschaffenheit der Umstände nöthig machte, halten wir für unbestreitbar und mag besonders hier seine Anwendung finden. Was übrigens von seinen Gründen sich wirklich als sicher bewähren wird, das wird ihm Jeder gern anerkennen und zur Vertheidigung der Sage benützen.–

Auf Müller folgte eine ganz kleine Schrift von Constantin Siegwart betitelt: Tell der Urner, Fluelen 1826, die auf 16. S. in etwas pathetischem Tone blos die Erzählung wiedergibt, wie sie die Chroniken enthalten, ohne sich auf eine Beweisführung oder Widerlegung einzulassen *). —

In demselben Jahre erschien aber zu Delft eine Schrift von J. J. Hisely, betitelt: „Guillaume Tell et la revolution de 1307, refutation de la fameuse brochure: Guillaume Tell, fable danoise," welche man unbedenklich für die vollständigste Vertheidigung der Tellsage erklären muß. Der Verfasser stellt alle bereits angeführten Gründe zusammen, um Tells Existenz zu beweisen; nur verläßt er sich zu sehr auf des Melchior Ruß unsichere Autorität und glaubt, auf ihn allein gestützt, die einzelnen Theile der Sage in das Gebiet der Geschichte übertragen zu können, was jedoch, wie wir im vorigen Abschnitte gezeigt haben, eine durchaus einseitige Schlußfolgerung ist. —

Die neueste Untersuchung endlich, wodurch die Frage wieder besonders lebhaft angeregt ward, und von Neuem anfing die Federn zu beschäftigen, ist die von L. J. Ideler, die 1836

*) Nur eine Probe wollen wir der 16. S. entlehnen: „Es gibt Witzlinge, welche über Tells Geschichte spotten, weil sie nicht verstehen, was ein freier Mann zu thun vermag. — — — — Du aber verachte die Elenden!"

unter dem Titel: die Sage vom Schuß des Tell, zu Berlin erschien. Er verwirft die Erzählung in das Gebiet der Sage. Abgesehen davon, daß Ideler durch den reichen Bücherverrath, der ihm zu Gebote stand, sich bisweilen verführen ließ, Unnöthiges und Fremdartiges einzumischen, scheint er uns besonders in zwey Punkten nicht das Rechte getroffen zu haben. Für's Erste nämlich hat er die ältesten Quellen der Schweizergeschichte, einen Justinger und Vitoduranus gar nicht berücksichtigt, und fürs zweyte auch den Gesichtspunkt, der nach unserer Ansicht der historisch allein richtige ist, ob sich nämlich ein Zusammenhang zwischen Tell und der Befreiung der Schweiz nachweisen ließe, nicht genug hervorgehoben. — Das Beste jedoch was in neuerer Zeit über die ganze Frage gesagt worden ist, findet sich, wie uns scheint, in Aschbach's trefflicher Recension, die er*) von Ideler's Monographie geliefert hat. Die Andeutungen die Aschbach dort gibt, zusammengenommen mit Kopp's Urkundensammlung scheinen uns am meisten im Stande zu seyn, eine unpartheiische und wahrhaft kritische Prüfung der ganzen Begebenheit zu fördern.**)

Da wir eine möglichst vollständige Beurtheilung aller der Schriften zu liefern wünschen, welche unsere Frage betreffen, so glauben wir auch den letzten Vertheidiger der Sage nicht unerwähnt lassen zu dürfen — nicht etwa weil derselbe Neues beigebracht hat, sondern weil er, wie leider nur zu Viele zu thun pflegen, meint, ein vornehm verächtlicher Blick auf die Gegner und das Wiederholen der längst bekannten Vertheidigungsgründe reiche hin, jeden Zweifel zu entkräften. Ein englischer Uebersetzer des Schiller'schen Dramas nämlich, William Peter,***) ist in den seiner Bearbeitung beigegebenen

*) Heidelberg. Jahrb. der Literatur 1836. Septemberheft. —

**) Auf J. Grimm's Ansicht werden wir unten Zweite Abtheilung §. 1 zurückkommen. —

***) Vgl. *William Tell*, an historical play from the German of *Schiller*, by *William Peter*, Esq. Heidelberg 1839.

Anmerkungen als Vertheidiger der Sage aufgetreten und glaubt den Knoten für immer gelöst zu haben, wenn er die Gegner derselben mit innerem Wohlbehagen in zwey Classen theilt und beide mit einigen witzigen Bemerkungen abfertigt. — Die erste Classe sind nach ihm Partheigänger Oestreichs,*) die zweyte vergleicht er mit den alten grübelnden Alchimisten!

Als Vertheidigungsgründe nennt er die oft erwähnten Lieder und Romanzen, die Chroniken, die mündliche stets fortgepflanzte Tradition, die Aussage der 114, das Fortbestehen des Geschlechts und die Denkmale. Das Täuschende und Nichtssagende dieser Gründe ist bereits von uns dargethan worden; daß der Verfasser des genannten Buchs aber von den vielen und gewichtigen Gegengründen nur den letzten und unbedeutendsten, die Uebereinstimmung mit der scandinavischen Sage, anführt, zeigt hinlänglich das Befangene und Partheiische in seinem Urtheil. —

*) S. a. a. O. S. 195. ff. There are two Classes of Writers by whom Tell and his History have been assailled. The *First* consists of the Partisans of Austria — Men, who; in their hatred of every thing like Freedom, are necessarily anxious to depreciate and degrade its Heroes. — — — — — The *second* Class of Tell's Adversaries consists of what may be called the Originality or Novelty — Hunters („J think they call thelmselves Philologists!") — Men, who affect a perpetual scepticism as to every thing established or received ect. etc. Weiter unten heißt es dann noch: „As modern Chemists are indebted to ancient Alchemists, so, most assuredly, will future Historians be, to present Philologists." — Zu diesen „Neuigkeitsjägern", wie der Verfasser so witzig die kritischen Forscher nennt, scheint er übrigens auch den großen F. A. Wolf, zu rechnen, denn er sagt auch a. a. O. Such, among others, are the Authors, who have expended so many volumes in anxious endeavours to prove, that Troy never exstied, that Homer was not Homer etc etc —

Vierter Abschnitt.

Resultat der Untersuchung über Tells Existenz und Verhältniß zur Befreiung der Schweiz.

Nachdem wir so den vorhandenen Stoff geordnet und durch eine möglichst unbefangene Prüfung der Quellen den Weg zur eigentlichen Entscheidung der Frage gebahnt zu haben glauben, können wir sofort zu dem eigentlichen Endzweck der Hauptuntersuchung, zur Beantwortung der Frage übergehen, ob Tell wirklich gelebt und welchen Einfluß er auf die Befreiung der schweizerischen Eidgenossenschaft gehabt habe. —

Wir müssen also zuerst fragen, ob Tell in der That auch nur gelebt habe, oder ob nicht vielleicht selbst seine Existenz dem Gebiet der unbegründeten Sage angehöre. Manche haben das Letztere auch wirlich behauptet und geradezu geläugnet, daß jemals eine historische Person Namens Tell gelebt habe, welche auch nur irgend eine von jenen auf seinen Namen übertragenen Thaten gethan habe. Für die Richtigkeit dieser Ansicht scheinen sogar die zwei einzigen authentischen Quellen, nämlich die Zeitgenossen des angeblichen Tell, Johannes Vitoduranus und Justinger, so wie alle übrigen Berichte aus jener Zeit zu sprechen. Denn von diesen Allen nennt Keiner auch nur den Namen Tells. Aus Nachlässigkeit und Verfälschung der Geschichte kann dieses Stillschweigen nicht hervorgegangen seyn, denn wir haben oben gezeigt, daß Johannes Vitoduranus wie Justinger, beide achtungswerthe und treue Geschichtschreiber waren und die allernächste Veranlassung gehabt hätten, von Tell zu reden, wenn seine Person und sein Einfluß wirklich so wichtig gewesen

wären, wie man jezt behauptet. Ihr Stillschweigen über Tell muß daher auf einem andern und zwar auf dem Grunde beruhen, daß er eben nicht jenen großen Einfluß auf die Erringung der Schweizerfreiheit gehabt hat. Hievon werden wir sogleich weiter unten sprechen; hier bemerken wir nur, daß Tells wirkliche Existenz durch das Stillschweigen jener ältesten Chronisten nicht widerlegt ist; im Gegentheil spricht für diese Existenz allzu Gewichtiges, als daß sie mit vollem Rechte geläugnet werden könnte. —

Der ältere Forscher, Guillimannus (1607) sagt zwar, um Tells Existenz zu widerlegen, „nec familiam ejus nec posteros ejus ostendere possunt.“ Allein dieß ist an sich ebensowenig ein Beweis gegen das Leben Tells, als des jüngeren Balthasars (1760) unbewiesene*) Behauptung, „daß Tells Familie noch lange nachher existirt habe,“ für das Leben und die Thaten Tells zeugt. Jeder der Schriftsteller kann in seinem Sinne Recht gehabt haben. Guillimanus sah die Nachkommen nicht mehr, und darum, schloß er irrthümlich, hat Tell gar nicht gelebt. Balthasar wußte die Familie gleichfalls nicht mehr nachzuweisen, allein die Sage von dem längeren Fortbestehen der Familie hatte sich noch erhalten, und darum, schloß er ebenso irrthümlich, muß Tell als der Befreier der Schweiz gelebt haben. Bewiesen haben Beide Nichts; allein das Vorhandenseyn der Sage von dem späteren Bestehen der Familie Tells spricht doch weit mehr für Tells wirkliche Existenz (ohne deßhalb so unbeschränkt zu folgern, wie Balthasar that), als der Umstand daß seine Familie ausgestorben war, gegen sein Leben spricht. —

---

*) Unbewiesen nennen wir die Behauptung, denn obschon auch Johannes Müller sich dafür erklärt, können wir bei der Art, wie man in der Schweiz bisweilen mit historischen Thatsachen verfuhr, diese Aussagen doch nicht auf Treu und Glauben dieser Männer hin als unbedingte Wahrheit annehmen. —

Die Denkmäler welche Tell zu Ehren errichtet wurden, die Münzen, Umzüge, kirchlichen Einrichtungen, welche Tells Namen tragen, geben für seine Existenz wenigstens mittelbare Beweise ab. Sie sind zwar erst nach jener Aussage der 114 Personen entstanden (was wohl zu bemerken ist, da es beweist, wie gering der Ruhm Tells bei seinen Lebzeiten war); allein sie beweisen doch, daß man das Zeugniß jener 114 für ausreichend zur Bestätigung der Existenz Tells angesehen hat.

Entscheidender für die Existenz Tells spricht schon der weitere Umstand, daß es ganz unwahrscheinlich ist, daß Existenz, Name und Geschichte eines Mannes wie Tell, ganz und gar ohne das Vorhandenseyn irgend einer persönlichen Veranlassung erdichtet worden wäre. Hätten sich die Nachkommen der Schweizer mit dem Muthe ihrer Vorfahren brüsten wollen, so wäre es weit naturgemäßer gewesen, wenn sie diesen Ruhm nicht auf einen Einzelnen unter ihren Landsleuten übertragen sondern etwa gesagt hätten, das ganze Land habe sich mit einem Male und wie ein Mann erhoben. Sie würden gesagt haben: es bedurfte nicht erst der muthigen That eines Einzelnen, sondern Alle waren von dem erlittenen Unrecht so tief durchdrungen, daß sie sämmtlich nur nach Rache dürsteten; daß sie aber nur von einem einzelnen, bürgerlich wie geistig unbedeutsamen Individuum sprachen, zeigt, daß ein solcher wirklich gelebt und etwas Ungewöhnliches gethan haben müsse. —

Endlich wird die wirkliche Existenz Tells durch die amtliche Aussage der 114 Personen in Uri (1388), welche ausdrücklich erklären, daß sie den Tell noch gekannt hätten, unwidersprechlich dargethan. Denn wenn man auch mit Recht annehmen darf, daß diese Leute gern Alles thaten, um den Ruhm ihres Volkes zu erhöhen, so läßt sich doch keineswegs annehmen, daß so viele Personen geradezu und selbst bei einer gerichtlichen Vernehmung völlig die Unwahrheit gesprochen haben sollten. Bis zu einem solchen Grade von Un-

wahrheit, daß man das Leben einer Person behauptet, welche doch niemals gelebt hat, verirren sich vielleicht wohl einzelne Wenige, gewiß aber nicht über hundert Personen zugleich. Zudem wird durch keine frühere oder spätere geschichtliche Angabe die Aussage jener Personen angegriffen. Sie liegt vielmehr als ein von allen Seiten unangefochtenes Factum vor, und somit ist der Historiker genöthigt, die wirkliche Existenz Tells als allein ausser Zweifel gesezt anzunehmen und die Meinung Jener zu verwerfen, welche auch die Person Tells als aus der schwedischen Sage entstanden erklären. —

Indem wir aber so die wirkliche Existenz Tells bewiesen zu haben glauben, haben wir damit für die eigentliche Geschichte dennoch Wenig oder Nichts gewonnen. Denn von welchem Interesse könnte für diese das Leben eines Menschen seyn, welcher auf die Ereignisse in einem ganzen Volke oder Lande keinen irgend bedeutenden Einfluß gehabt hat? Dieß muß aber bei Tell ganz und gar der Fall gewesen seyn. Denn wir haben gesehen, daß die Quellen erster Classe, die einzig authentischen, Justinger und Vitoduranus, ebenso die nichtschweizerischen Chronisten jener Zeit, nicht einmal den Namen Tells erwähnen und nicht einmal da von seiner That sprechen, wo sich ihnen die schicklichste Gelegenheit dazu dargeboten hätte, ja, wo sie als treue und gewissenhafte Geschichtschreiber nothwendiger Weise von dieser That hätten reden müssen. Wir haben ebenso gesehen, daß diese ersten Chronisten hinlänglich Glauben verdienen und ihr Stillschweigen über Tell durch nichts Anderes erklärt werden kann, als daß Tells angebliche That durchaus nicht von Bedeutung für die Erringung der Schweizerfreiheit gewesen ist. —

Wir haben ferner gesehen, daß die Quellen zweiter Classe, Ruff, Etterlin, Stumpf und Tschudi von der Begebenheit selber schon zweyhundert Jahre entfernt waren; daß sie für ihre Erzählung keine authentischen Bürgen aus

den Zeiten Tells anzugeben wissen; daß der Eine, Russ, oft schlagende Beweise seiner groben Unwissenheit gibt, den Justinger größtentheils abschreibt und doch, ohne Angabe seiner besseren Quelle, von Tells That spricht, welche Justinger gar nicht berührt, endlich die angebliche Begebenheit ganz anders erzählt als seine Nachfolger; daß der Andere, Etterlin, ein bloser Compilator ohne selbstständiges Urtheil, dabei leichtgläubig ist und oft selbst offenbar falsch erzählt; daß der dritte, Tschudi, von Haß gegen Oestreich beseelt war, bei seiner Sucht, Alles weitläufig zu erzählen, oft Erdichtungen vorbringt und überdieß aus übertriebenem Patriotismus es mit der Wahrheit nicht immer genau nimmt; daß diese drei Chronisten selbst in der Angabe des Lebensjahrs Tells und des Namens des Landvogts, so wie auch in manchen anderen Einzelheiten im entschiedensten Widerspruch mit einander sind — mit einem Worte, wir haben gesehen, daß das Ansehen dieser späteren Chronisten selbst nicht achtbar und groß genug ist, um durch ihre Aussage allein eine Begebenheit, von welcher die früheren Chronisten nicht das Mindeste sagen, zu begründen. — Wir haben endlich erfahren, daß die Quellen dritter Ordnung einzig aus diesen Quellen zweiter Classe, welche wohl behauptet aber nichts bewiesen haben, geschöpft haben, daß sie überdieß von Patriotismus verblendet und von blindem Eifer für die Wahrheit der Tellsbegebenheit so sehr beseelt waren, daß sie Jeden, der die Wahrheit der Begebenheit läugnete, verfolgten und selbst angesehene Männer, wie Haller, nöthigten, für die Tellssage zu sprechen, um nur bei ihren Landsleuten in Gunst zu bleiben. —

Wo aber, wie hier, so gänzlicher Mangel an authentischer Begründung einer angeblich geschichtlichen Begebenheit vorliegt, da bleibt dem Unpartheiischen durchaus nichts Anderes übrig, als die Begebenheit von Tell aus dem Gebiete der eigentlichen Geschichte zu verwerfen. Tell, ob-

gleich seine Existenz nicht geläugnet werden kann, ist dennoch keine historische Person, da das, was er gethan haben mag, von keinem irgend bedeutenden Einfluß auf die Befreiung der Schweiz gewesen ist. —

Hat er aber, so kann man ferner fragen, überhaupt nur etwas gethan, was mit den ihm beigelegten Thaten übereinstimmt oder ihnen wenigstens ähnlich ist? —

Wir antworten: allerdings! Tell muß zu jener Zeit, als sich die drei Kantone gegen Oestreich erhoben, irgend eine That gethan haben, welche gegen Oestreich oder vielmehr dessen Landvogt feindseelig war, und der zornigen Aufregung der damaligen Schweizer zusagte. Diese Behauptung wird unwidersprechlich bewiesen durch die Aussage jener 114 Personen, welche bezeugten: „daß sie den Tell noch gekannt hätten." Hätte Tell gar Nichts jener That Aehnliches gethan, so wäre er die völlig unbedeutende Person geblieben, welche er nach seiner äusseren Lage gewesen ist; sein Name wäre nicht im Gedächtniß der Menschen geblieben, man hätte seinetwegen keine Untersuchung angestellt, und als diese günstig für ihn ausfiel, ihm zu Ehren keine Feste gestiftet, noch Münzen geschlagen. —

Nun fragt es sich aber weiter: was war es eigentlich, was er gethan hat? Daß es an sich schon nicht von ursprünglich großer Bedeutung gewesen seyn kann, ferner daß es auf die Erringung der Schweizerfreiheit keinen wesentlichen Einfluß gehabt hat, haben wir schon früher bewiesen. Von historischer Bedeutung ist weder Tells Person noch seine That. — Allein wie kam es, daß ihm späterhin im Munde des Volks und in den Schriften der Chronisten dennoch eine historische Wichtigkeit beigelegt wurde? Wie hat sich der Name und die That eines Tell, dessen Existenz sogar schon 80 Jahre nachher bezweifelt wurde, aus seiner Dunkelheit zu seinem jetzigen Glanze erhoben? — Dieß ist die Frage, nicht der Geschichte



sondern der Neugierde, welche wir noch zu beantworten suchen, und durch deren Beantwortung wir das Räthsel so vieler vorhandenen Widersprüche gelöst zu haben glauben.—

Es würde hier zu weit führen, die streng genommen, nicht hieher gehörende Frage zu beantworten, was die Kantone eigentlich zum Aufstand gegen Oestreich bewog. Gewiß scheint es indessen zu seyn, daß nicht sowohl die Oberherrschaft Oestreichs, als vielmehr nur der Uebermuth, der Druck und die rohen Ausschweifungen der von Oestreich eingesetzten Landvögte den Kantonen endlich unerträglich geworden waren.*) Selbst der tüchtige Kopp, den wir hier am liebsten selber reden lassen, erklärt,**) er finde nirgends *eine glaubwürdige* Angabe von dem großen Druck Albrechts I. gegen die Schweiz. Derselbe sagt nämlich: „Ueberhaupt ist mir keine Urkunde bekannt, aus der sich beweisen ließe, daß König Albrecht den drei Ländern auch nur ein Haar gekrümmt habe. Mit diesem Schweigen stimmen die ältesten Chroniken des Vitoduranus***) und Justinger überein; selbst aus Russ, Etterlin und dem gleichzeitigen Schilling, diesen drei Lucernern, noch weniger aus Abt Silbereisen, der seine Chronik im fünften Jahr nach Tschudi's Tod vollendete, kann irgend ein haltbarer Beweis wider Albrecht gebracht werden.“ — Daraus erklären wir auch den Umstand, daß die größeren Städte Basel, Lucern, Bern mit jenen Zwistigkeiten in keiner Verbindung standen und die vorgeblichen Kränkungen scheinen

---

*) Man erinnere sich an Justingers angeführte Worte: „ir vögte und ir amptlütte, so sy in dem lande hatte, über die rechten Dienste suchte nüwe rechte und nüwe fünde und über die alten verrichtungen die sich dem Riche, von dem sy versezet warent, getan hatten; ouch waren die amptlütten gar müttwillig gegen frumenlütten u. s. w.

**) Kopp Urkunden S. 71, Man vgl. auch S. 45.

***) König Albrecht handelte nicht gegen die Schweiz, blos seine Beamten und zwar, wie es scheint, nach eigner Willkühr. —

nicht sowol vom Kaiser Albrecht, dem man, als einem herrschsüchtigen und gewaltthätigen Mann später Alles zuschob *), als von einigen Herren oder Vögten ausgegangen zu seyn. Der Haß gegen die Vögte führte erst zum Aufstand gegen diese und dann zur weiteren Erhebung gegen Oestreich. Man war gegen diese Beamten zu weit gegangen, um nicht die Strafe Oestreichs fürchten zu müssen. Um dieser Strafe zu entgehen, gieng man noch einen Schritt weiter, und suchte die Oberherrschaft Oestreichs gänzlich von sich abzuschütteln. Oestreich selber hatte Nichts gegen die Kantone verschuldet und die Kantone hatten gegen Oestreich keinen Haß. Sie wurden aber bald weiter geführt, als sie anfangs wollten, sie gelangten zu einer Freiheit, nach der sie in diesem Maße anfangs gar nicht gestrebt hatten. — Jedoch war es in den Kantonen dahin gekommen, daß alle Gemüther von Haß gegen die übermüthigen Landvögte erfüllt waren und daß Alle nach Rache dürsteten. Dabei war aber auch die Furcht vor den Landvögten so groß, daß noch die Meisten es nicht wagten, sich ihren übermüthigen Forderungen, zu denen unter andern auch das Grüßen des aufgesteckten Hutes gehört haben mag, zu widersetzen. Wenn nun Einer aus ihrer Mitte nur etwas mehr Muth zeigte als der große Haufe des rachbegierigen aber durch Unterdrückung muthlos gewordenen Volks, so machte dieß auf seine nächsten Umgebungen Eindruck. Ein solch muthigerer Mann als die Mehrzahl seiner Landsleute war nun Tell. Er wagte — nicht etwa dem Willen eines der Landvögte sich geradezu zu widersetzen — sondern ihn zu umgehen, indem er beim Vorübergehen an jenem aufgesteckten Hut that als sähe er ihn nicht. Die ganze Begebenheit, wie die Sage sie er-

*) So wurde dem Tarquinius Superbus, der doch gewiß auch seine Lichtseite hatte, nach seinem Falle alles mögliche Böse angedichtet. —

zählt*), zeugt eben nicht von großem Heroismus Tells. Allein so wenig auch das war, was Tell that, so war es doch mehr als die Meisten andern zu thun wagten. Tell wurde von seinen nächsten Umgebungen gepriesen und bewundert. Man sprach von ihm in seinem Dorfe, seinem Thale; sein Name drang auch wohl etwas weiter in die benachbarten Thäler. Allein das Signal zum allgemeinen Aufstande war seine That nicht. Wäre dies irgend der Fall gewesen, so würde Tell in den darauf folgenden Ereignissen gewiß eine Rolle gespielt haben. Was aber gegen die Vögte geschehen sollte, bereitete sich schon längst vorher und in weiterem Kreise vor. Wäre Tell nur im Entferntesten für sein Volk das gewesen, was Hofer für Tyrol war, so hätte sein Name gewiß mehr denn

*) Nehmen wir die Sage so an, wie sie jetzt erzäht wird, so können wir in dem Betragen Tells nicht sehr viel Ehrenvolles finden. Als Tell dem Hut seinen Gruß verweigerte, that er es nicht mit dem edeln Trotz der Freiheit dem schnöden Trotze der Gewalt gegenüber: er that es vielmehr mit eitlem Stolze, welcher später nicht Stich hält. Denn als ihm Geßler befiehlt, zur Strafe seinem Kinde einen Apfel von dem Kopfe zu schießen, hat er nicht den Muth, dieß zu verweigern und im äußersten Falle, was des Vaters Pflicht gewesen wäre, für des Kindes Haupt das eigne hinzugeben. Er begeht aus Furcht das Unnatürlichste. Ein Vater kann Alles wagen für das Leben seines Kindes, nur nicht dieses Leben selbst. Sein Muth mußte sich darin zeigen, daß er lieber sterben, als seines Kindes Daseyn aufs Spiel setzen wollte. — Daß er aber sich verbirgt und ohne eigne Gefahr für sein Leben seinen Feind tödtet, das ist nicht Nothwehr, sondern Meuchelmord. Hätte er den Landvogt in dem Augenblick getödtet, wo dieser ihm das Unnatürliche zugemuthet hatte, so wäre er blos im Falle der Nothwehr gewesen und die Ermordung des Landvogts hätte man eher rechtfertigen können. Das mag auch vielleicht Ruß gefühlt haben, wenn er den Mord von der Platte aus geschehen läßt. — In der ersten Gestalt sieht die Sache freilich anders aus als in den stolzen Perioden Johannes Müllers, (welcher ja selbst das Gräßliche in dem Mord des Kaisers mit einigen Phrasen zu mindern sucht) oder in C. Siegwart's hochtönenden Tiraden. —

einmal bei dem Aufstande selber genannt werden, Tell hätte irgendwo als einflußreicher Vorkämpfer dastehen müssen. Allein während des ganzen Kampfes mit Oestreich gedenkt Niemand seiner, während doch Walter Fürst, dessen Schwiegersohn er sogar gewesen seyn soll, Stauffacher, Arnold aus dem Melchthal zu verschiedenen Malen genannt werden. Selbst bei der Erzählung von dem Zusammentritt der freien Landleute auf dem Rütli wird sein Name nicht bei Allen genannt. Er ist nicht unter den drei Anführern und auch sonst wird bei dem Kampfe seiner nicht gedacht. Daraus geht deutlich hervor, daß seine That und seine Person auf die Begebenheiten in den drei Kantonen von gar keinem oder nur von einem völlig unbedeutenden Einfluß war. Was er gethan hatte, war eine kleine Episode in einem großen Drama, welches ohne ihn entstanden war, ohne ihn sich entwickelte und, auch wenn er nicht gelebt hätte, ohne ihn vollendet worden wäre. Eine Anzahl von Landsleuten kannte zwar seine That, allein sie war nur Eine von den Thaten, die damals geschahen; es war überdieß eine unbedeutende gegen die großen Kämpfe welche späterhin geführt wurden; sein Name war so wenig überall bekannt, daß man zu einer Zeit, wo man einen Nationalhelden für die Erinnerung haben wollte, sich sogar durch amtliche Zeugnisse von seinem Leben überzeugen mußte. —

Hier ist nämlich der Punkt, wo Tell aus seiner Unbedeutsamkeit und Dunkelheit hervortritt. — Der Kampf mit Oestreich war lange schon beendigt; die Freiheit war errungen; das alte Geschlecht war untergegangen, ein neues Geschlecht war erschienen und genoß in Ruhe, was ihre Väter mit ihrem Blute erkämpft hatten. Dieß neue, in gesetzlicher Freiheit geborene Geschlecht fragte nun natürlich, wie so Großes eigentlich seinen Anfang genommen habe? Die vergangene Wirklichkeit erschien in einem romantischen Lichte; man redete mit Bewunderung von den Männern, welche mit schwachen Mitteln die stolze Macht Oestreichs bezwungen hatten. Als nun zu dieser



Zeit, die Namen der Helden jener Zeit, von glänzenderem Lichte umgeben, genannt wurden, mögen da Leute aus Uri auch von der That ihres Landsmanns rühmend und preisend gesprochen haben. Diese Erzählung ergriff die Gemüther. Ja, hieß es, dieser Tell war ein Held! Man darf seinen Namen nicht untergehen lassen, sondern muß sein Andenken bewahren und durch ihn immer von neuem die Gemüther zum Haße gegen die Tyrannei aufregen! — Aber leider standen neben diesen Feurigen und Eifrigen auch viele Kältere und Unbefangenere. Diese wußten gar nichts von Tell; sie bezweifelten selbst seine Existenz, von seiner That hatten sie ohnedieß um so gewisser nichts gehört, da sie nicht einmal an sein Leben glaubten. Dieser Widerspruch reizte die Patrioten und enthusiastischen Bewunderer noch mehr an. Der ganze Kanton Uri mag daran Theil genommen haben. Er sah es als eine Ehrensache an, in seiner Mitte den Helden gehabt zu haben. Der Zwiespalt muß groß gewesen seyn, so daß sich endlich selbst die Regierung ins Mittel legte und amtliche Nachforschungen über die Existenz Tells anstellen ließ. Wenn aber, wie erzählt wird, Tell wirklich bei einer Ueberschwemmung ums Leben gekommen ist, indem er andere retten wollte, so mag auch diese edle Aufopferung Viel dazu beigetragen haben, sein Gedächtniß in seinem eigenen engen Kreise zu verherrlichen. Kaum hatten sich nun aber wirklich Zeugen gefunden, die seine Existenz behaupteten, so schien jeder Zweifel beseitigt zu seyn. Tell wurde das Symbol der schweizerischen Thatkraft und Freiheitsliebe. Die Zweifler mußten schweigen; die Thatsachen wurden nicht genau untersucht und konnten um so weniger genau untersucht werden, da mehrere Menschenalter seit Tells That vorübergegangen waren, und achtzig Jahre hindurch sich Niemand bemüht hatte, den wahren Sachverhalt genau zu untersuchen. Je ungewisser aber Alles war, desto freier war der Spielraum für die Einbildungskraft und die Dichtung. Ohne Furcht auf Widerspruch zu stoßen, wußte man bald

genau anzugeben, wie Alles mit Tell gekommen sey, wo er gelandet habe, wo er den Landvogt erschoßen, wie dieser geheißen habe. Man konnte die Grausamkeit des Landvogts nicht schrecklich genug schildern. Sogar seinem eigenen Kinde mußte Tell den Apfel vom Kopfe schießen! Denn Tell war ein guter Schütze und es schien ganz passend zu seyn, daß ein tyrannischer Landvogt einem so guten Schützen einen Schuß befahl, der schon längst als ein Meisterschuß angesehen wurde. „Er schießt so gut," hatte man ja sprichwörtlich gesagt, „daß er seinem eignen Kinde einen Apfel vom Kopfe schiessen kann." Vielleicht wurde auch eine alte Erinnerung an eine schwedische Volkssage, als deren Abkömmlinge die Schweizer (Sueci) sich betrachteten, mit der Sage von Tell vermischt und Toko und Tell wurden eine und dieselbe Person. —

Da aber einmal Tell aus seiner Dunkelheit hervorgezogen und künstlicherweise zum Nationalhelden gemacht worden war, war es ganz im Geiste jener Zeit, eine Kapelle zu gründen, Feste (welche wahrscheinlich zuerst zum Andenken an die Schlacht bei Morgarten gefeiert worden waren)*) zu stiften, und Münzen auf ihn zu prägen.**) Alles Uebrige folgte dann von selber. Die ursprünglich unbedeutende Person Tells war zum Nationalheros geworden, auf welche bereits vorhandene Volkslieder angewandt, andre eigends gedichtet wurden. Diese Lieder wurden den späteren Chronisten Quelle für ihre Erzählung; das Vorhandenseyn von einer Tellskapelle, von Festen und Münzen galten als Beweise der Wahrheit dessen, was diese Volkslieder erzählen. So wurde die Sage, welche man zur geschichtlich bedeutsamen Begebenheit erhoben hatte, unbedenklich in die Schriften der Chronisten aufgenommen; die

*) S. *Vitodurani* Chronicon p. 26: illâ die pro triumpho a Deo habito *diem festum feriamque solennem* singulis annis in perpetuum recolendum statuerunt. —

**) Beschrieben findet man die hieher gehörigen Münzen bei Haller Schweizerisches Münz- und Medaillencabinet. Bern 1781. I. Th. S. 1. ff. —

unbegründete Aussagen des einen Theils bestättigten in den Augen der Menge die unbegründete Folgerung des andern, und bald schien nichts gewisser zu seyn, als daß Tell wirklich die heroische Person gewesen sey, zu welcher ihn die Sage gemacht hatte. Nachdem aber bei den Schweizern einmal Sitte geworden war, an Tell schon um der Nationalehre willen zu glauben, war an eine unpartheiische Prüfung der Sage nicht mehr zu denken, und selbst alte Urkunden, welche hier weiteres Licht hätten verbreiten können, wurden nicht beachtet wenn sie irgend gegen Tell sprachen.

So glauben wir durch die vorhandenen Data selber gezeigt zu haben, daß ebensowohl die eifrigen Freunde der Tellsage, wie ihre Gegner, beide sowohl Recht als Unrecht hatten. Allerdings lebte Tell, allerdings muß er eine That gethan haben, welche gegen die Herrn gerichtet war und zu ihrer Zeit in einem kleinen Kreise einiges Aufsehen erregte; dagegen war diese That an sich weder sehr heldenmüthig noch schön, noch war sie durch die ganze Schweiz ja vielleicht kaum in den drei Urkantonen, bekannt geworden, noch — und dieß ist die Hauptsache — war sie selber oder der welcher sie gethan hatte, von einem nur irgend namhaften Einfluß auf die Erringung der Schweizerfreiheit gewesen. Eine unbedeutende, unbekannte Person, eine wenig bemerkte und nicht sehr ehrenvolle That, sind durch patriotischen Enthusiasmus zu einem Ansehen gelangt, welches sie nie verdient haben und welches ihnen zur Zeit des Kampfes für die Schweizerfreiheit auch nicht zu Theil geworden war. Vielmehr haben wir hier nur ein recht lebendiges Beispiel, wie gern in der Volkssage die nationale Tradition Facta in Personen umwandelt, und Begebenheiten die allgemeinen Ursprungs sind und von Verschiedenen ausgehen, durch Verherrlichung eines einzelnen Namens zu individualisiren sucht, indem sie zugleich unbewußt Geschichte mit Mythus, Bewiesenes mit Unerwiesenem zu vermischen pflegt.

Zweite Abtheilung.

Die Tellsage und ihre Einzelnheiten in ihrer Entstehung und Ausbildung.

Was wir als den Hauptpunkt in der ganzen Untersuchung über Tell betrachten, haben wir bereits in der Einleitung unumwunden ausgesprochen und wiederholen es hier ausdrücklich, daß uns nur die Frage historisch bedeutend erscheinen kann, ob und inwiefern Tells Wirksamkeit und Einfluß auf die Befreiung seines Vaterlandes in der That so wichtig gewesen sey, daß die Geschichte verpflichtet sey, Notiz davon zu nehmen. Wir haben daher auch diese Frage an die Spitze der ganzen Untersuchung gestellt, und zu verschiedenen Malen angedeutet, daß es der Geschichte eigentlich gleichgültig seyn könne, zu erfahren, wie es sich mit den einzelnen Theilen der Tellsage verhielte, sobald einmal erwiesen sey, das Tells Stellung keine historisch bedeutende gewesen sey. Jetzt nachdem wir die Zweifel über Tells Existenz beseitigt und die Hauptfrage über den Grad seiner geschichtlichen Wichtigkeit erledigt zu haben glauben, gehen wir zu der weiteren Prüfung, über die Einzelnheiten der Sage und deren Ausbildung, über. —

Wir haben gesehen, wie schwach die historische Basis sey, auf welcher die Tradition, wie sie uns vorliegt, beruht, und wie sehr dieselbe durch das Schweigen der Zeitgenossen in Zweifel gestellt werde; wie man im Fortgang der Zeit einer, im Grund bedeutungslosen, Person eine Wichtigkeit gegeben habe, welche die Geschich e ihr nie einräumen kann. Wir haben ferner gesehen, wie die Sage in ihren einzelnen Theilen eine Menge von Widersprüchen enthält, welche erst Spätere

durch willkührliche Aenderungen zu heben versuchten; wie zugleich der allzeit geschäftigte Patriotismus immer mehr dazu beitrug, den historischen Gesichtspunkt zu verrücken und Sage mit Geschichte so geschickt zu vermischen, daß das Auffinden der Wahrheit von Tag zu Tag mehr erschwert ward. Wir haben endlich zu beweisen gesucht, daß Tells Existenz zwar unbestreitbar sey, auch keineswegs geläugnet werden dürfe, daß Tell eine That gethan, welche damals in ihrem kleinen Kreise einiges Aufsehen erregte, daß jedoch diese That im Allgemeinen ganz isolirt war, und weder durch ihre Ursachen noch durch ihre Folgen einen Platz in der Geschichte verdient. —

Gehen wir nun auf die Einzelnheiten der Sage über, so müssen wir zuvörderst an die Schwierigkeiten erinnern, die uns bei dieser Untersuchung nothwendig in den Weg treten. Wir brauchen wohl nicht erst auszuführen, wie schwer es ist, selbst in einer gebildeten und an historischen Hülfsmitteln so reichen Zeit, wie in der unsrigen, die Einzelnheiten mancher Begebenheit zu ergründen, welche sich sogar unter unsern Augen ereignet hat. Wie vielmehr muß dies der Fall seyn, in einer Zeit, die fünf Jahrhunderte hinter uns liegt, und bei der nicht nur Mangel an historischen Zeugnissen viel dazu beiträgt, die Untersuchung zu erschweren, sondern wo zugleich maßloser Glaube und übertriebener Zweifel, Leidenschaften, wie Haß und Liebe, recht eigentlich dahin gewirkt haben, den Weg, den der Forscher betreten mußte, möglichst unsicher zu machen. Man hat, wie uns scheint, auf diesen Umstand in der Geschichte nur zu wenig Rücksicht genommen und sich gar zu oft in minutieuse Untersuchungen über Punkte vertieft, bei denen es rein unmöglich war, zu einem sicheren und genügenden Resultate zu gelangen. —

Wir wollen damit nicht sagen, daß auch die Tellsage zu den letzteren gehöre; — denn hier läßt sich aus dem sagenhaften Stoffe doch wenigstens einigermaßen Sicheres und Historisches herausfinden — sondern wir meinen nur, daß

es für den Historiker gewisse Gränzen gebe, die er bei kritischen Untersuchungen nicht überschreiten dürfe. Nur zu oft hat man sich verführen lassen, auf mühsam zusammengesuchte vereinzelte Beweisstellen, auf Aussagen unkritischer Zeugen, auf Verdrehung oder Mißverständniß der Quellen ein Luftgebäude von unhistorischen Vermuthungen zu bauen und der einfachen Geschichte blendende Hypothesen vorzuziehen. Es hat freilich einen eigenthümlichen Reiz, durch ein mysteriöses Dunkel trügerischen Irrlichtern nachzuziehen, und, in das Scheingewand tiefer Forschung und gründlichen Wissens gehüllt, zu thun, als ob von den Orakelsprüchen seiner historischen Weisheit die Erleuchtung der wißbegierigen Nachwelt abhänge. Der Geschichte wird damit aber nicht viel geholfen und wir müssen uns recht sehr hüten, bei solchen Punkten nicht in ein nutzloses Conjecturiren zu verfallen oder uns in Hypothesen zu verlieren, welche mehr die eigene Eitelkeit als die historische Wahrheit befriedigen. —

So gibt es auch in der Tellsage eine gewisse Gränze, wo der Geschichtsforscher umzukehren hat und die Unzulänglichkeit der Gründe und Quellen offen eingestehen muß. Was sich in unserer Sage auf sichere Beweise basiren läßt, was die Umstände sowohl als die Quellenberichte wahrscheinlich machen, und was sich aus ihnen, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun, entnehmen läßt, wollen wir redlich versuchen; wo diese Gründe nicht mehr ausreichen, werden wir es lieber offen gestehen, als uns in leere Hypothesen verlieren.

---

§. 1.

Der Apfelschuß und sein Zusammenhang mit der scandinavischen Sage.

Wie der Apfelschuß von den Chronisten erzählt werde, haben wir oben nachgewiesen und dabei bemerkt, daß in diesem Punkt ihre Aussagen im Wesentlichen übereinstimmen. Auch

haben wir bereits in der Einleitung erklärt, daß uns die Uebereinstimmung jener Erzählung mit einem ähnlichen Vorfall bei Saxo Grammaticus als eigentlicher Beweis gegen Tells historische Existenz nicht gelten könne, obschon wir der Ansicht sind, daß in einer Untersuchung über Tell auch dieser Punkt nicht übergangen werden dürfe. Denn die Uebereinstimmung ist zu auffallend, als daß die ganze Erzählung nicht in den Bereich unserer Prüfung hereingezogen werden dürfte, und wir glauben, daß hier der passendste Punkt sey darauf Rücksicht zu nehmen. —

Saxo Grammaticus*) nämlich, der dänische Geschichtsschreiber aus dem zwölften Jahrhundert, erzählt von einem gewissen Toko folgende Begebenheit:

„Toko quidam, aliquamdiu regis stipendia meritus officiis quibus commilitonum studia superabat, complures virtutum suarum hostes effecerat. Hic forte sermone inter convivas temulentius habito, tam copioso se sagittandi usu callere jactabat, ut pomum quantumcunque exiguum baculo e distantia superpositum, prima spiculi directione feriret. Quae vox primum obtrectantium auribus excepta, regis etiam auditum attigit. Sed mox principis improbitas patris fiduciam ad filii periculum transtulit, dulcissimum vitae ejus pignus baculi loco statui imperans. Cui nisi promissionis autor primo sagittae conatu pomum impositum excussiset, proprio capite inanis jactantiae poenas lueret. Urgebat imperium regis militem majora promissis edere, alienae obtrectationis insidiis parum sobriae vocis jactum carpentibus. Itaque ex dictis etiam non dictorum effectui obligatur, evenitque ut conatus suos ad id quod minus praesumebat erigeret et quod parum professione coluerat, plenius experientia celebraret. Neque enim solida

---

*) Saxon. histor. Dan. Lib. X. p. 166—168. ed francof. 1576. fol. Ueber Saxo selbst, s. Dahlmann's Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte. 1. Th. S. 151 ff. —

virtus tametsi detractionum laqueis implicata, justam animi fiduciam abjicere potuit. Quin etiam eo certius quo difficilius experimentum accepit. Exhibitum itaque Toko adolescentem attentius monuit, ut aequis auribus capiteque indeflexo quam patientissime strepitum jaculi venientis exciperet, ne levi corporis motu efficacissimae artis experientiam frustraretur. Praeterea demendae formidinis consilium circumspiciens, vultum ejus ne viso teco terreretur avertit. Tribus deinde sagittis pharetrâ expositis, prima quam nervo inseruit proposito obstaculo incidit cui si fortuna caput adolescentis objecisset, haud dubie in patris periculum nati poena recideret, spiculique error percussorem percussi exitio sociasset. Virtutem ergo patris an ingenium filii impensiori admiratione prosequar ambigo, quorum alter artis suae prudentia parricidum cavit, alter corporis animique patientia sibi sospitatem peperit, patri pietatem servavit. Enimvero juvenile corpus senilem animum roboravit, tantum formidinis in exspectando jaculo exhibens, quantum peritiae pater in emittendo praebuerat. Itaque constantiae suae beneficio, ne sibi spiritus, patri salus eriperatur effecit. Interogatus autem a rege Toko, cur plura pharetrae spicula detraxisset, cum fortunam arcus semel duntaxat experimento prosequi debuisset: Ut in te, inquit, primi errorem reliquorum acumine vindicarem, ne mea forte innocentia poenam, tua impunitatem experiretur violentia. Quo tam libero dicto et sibi fortitudinis titulum deberi docuit, et regis imperium poena dignum ostendit. Sed iis necessitatum procellis erutum, paulo post par mali tempestas implicuit. Haraldo enim ejus se artis, que Finii nivales saltus peragrant, peritiorem jactanti, Toko in consimili genere laudis suam ausus conferre virtutem, apud Collam rupem editae professionis experimentum praebere compellitur. Sed quod minus exercitio celebraverat, plenius a virtute mutuatus est. Eminentis enim scopuli cacumine conscenso, exiguo se fusti credidit, lubicrasque plantis tabulas adaptanto, rapidum in praeceps vehiculum

egit. Cujus praecipiti raptu in praeruptos silices actus, nihilominus debitum ejus regimen intrepida manu continere suffecit. Neque illi aut periculi magnitudo, aut ullus animi stupor quo minus firmo se corpore contineret, officere potuit. Exterruisset alium conspecta praecipitii immensitas, atque ante ipsum periculi ingressum plena metus hebetudine confecisset. Tandem illiso cautibus vehiculo cui insistebat excussus, fortuito fustium fragmento solidum incolumitatis praesidium reperit, fatoque alioquin propinquius felici naufragio insperatam salutis anchoram apprehendit. Enimvero acrius clivo impactus, perfracti vehiculi damno tutum cursitandi eventum habuit. Nisi enim impetum ejus invia petrarum robora vastaeque voragines interpellassent, haud dubie procursum subjectum rupi pelagus excepisset. Ubi a nautis exceptus, inviso regi tristiorem fortuna sua famam reliquit. Vehiculi quoque fragmenta a navigantibus inter undas reperta, falso periculi ejus fidem auxerant — — — — — — — Haraldus creandae compositionis fiducia licentius evagatus, in angustioris nemores partes excessit. Ubi cum exaniniendi ventris gratia arbustis insideret, a Tokone injuriarum suarum ultionem sitiente, sagitta vulnus excepit, idemque saucius a suis Iulinum relatus, celerem vitae exitum habuit. —

Olaus Wormius*) erzählt die Sage so ziemlich mit denselben Worten, wie Saxo, und hat denselben auch ohne Zweifel benützt; etwas verschieden davon berichtet sie Albert Crantz**):

„Interea rex varii generis delectos pugiles fovebat. Erat in eis, qui gloriaretur tam insigni arte sagittandi esse, ut signum quam minimum contingeret. Quumque omnes gloriabundus hac arte contemneret, jubet rex ut proprium sistat

---

*) Histor. gent. septentrion. XV. 4. p. 568. ed Henrico Petrin. Basil. 1567. fol. —

**) Dan. lib. IV. cap. 21. p. 83. ed Wechel 1583. fol.

filium, cujus de capite malum ictu teli trajiceret, magno sui periculo artis jactantiam onerans. Denique quod rex jusserat, impletur. Sistit filium, praecipiens, ne qua se moveat. Interim sagittarius tria elegit tela, capiti circumponens, et primi quidem jactu malum a capite filii dejicit, rege cum caeteris inspectante mirantibusque fiduciam. Tum rex, in quos usus reliqua duo providisset, interrogat. Ille nihil moratus, Quando, ait, in id me discrimen imperio rex tuo coarctaveras, si me manus frustrata fuisset, proximum tu excepisses praecordiis, et deinde qui primus se commovisset tertium. Rex fortis viri justi dolorem impunitum esse jussit *)." —

Wenn auch hier der Ausgang ein anderer ist, als in den übrigen Berichten, so stimmt doch seine Erzählung vom Schusse mit der schweizerischen überein; Saxo's Angabe enthält zwar noch ausserdem den Mord des tyrannischen Feindes, indessen ist es schwer, eine Aehnlichkeit deshalb läugnen zu wollen, weil beide Sagen nicht in allen Theilen übereinstimmen. —

Unsere nächste Frage wäre demnach: Ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß ein Zusammenhang zwischen beiden Sagen stattgefunden hat? Ideler läugnet dies. Er glaubt deshalb, kein schweizerischer Chronist habe die dänische Sage vor Augen gehabt, weil, wie Hisely und Johannes Müller nachgewiesen haben, die Tellsage sich schon um 1480 bei Melchior Ruß fand, welcher sie wiederum aus dem älteren Egloff Etterlin geschöpft haben soll; — und weil

---

*) Vgl. auch Thormodus Torfaeus Trifol. histor. Hafn. 1707. p. 19. s. 99. Pontanus Rer. Danicar. histor. lib. I. p. 28, 12. Amstelaed. 1631. fol. — Im Allgemeinen s. aber besonders Vedel Simonsons Geschichtliche Untersuchungen über Jomsburg im Wendenlande. Aus dem Dänischen von L. Giesebrecht. Stettin 1827, wo auch S. 123—127 von Tell gehandelt wird.

die dänischen Geschichtschreiber doch erst 1515 im Druck erschienen seyen. —

Hierauf müssen wir vor Allem entgegnen, daß es auch noch Niemanden, der die Quellen auch nur oberflächlich gelesen hat, eingefallen ist, einen Zusammenhang zwischen Ruß und Saxo Grammaticus anzunehmen. Beide sind ja in den wesentlichen Punkten der Sage ganz verschieden; bei Saxo steckt der Schütze mehrere Pfeile ein, bei Ruß findet sich davon kein Wort, und die ganze Vergleichung zeigt, daß der Schweizer den Dänen gewiß nicht vor sich hatte; sonst hätte er die Gelegenheit benützt, aus der trefflichen Erzählung des Letzteren seinen eignen Bericht etwas auszuschmücken und zu bereichern. Damit ist aber noch nicht widerlegt, ob nicht vielleicht Tschudi, der den gedruckten Saxo Grammaticus in Händen haben konnte, den dänischen Geschichtschreiber wirklich vor sich gehabt habe? Diese Frage möchten wir aber eher bejahen, als verneinen. Denn wir haben oben nachgewiesen, welch' bedeutende Verschiedenheit sich zwischen dem Berichte eines Ruß und zwischen den Späteren wahrnehmen ließe. Wir haben gezeigt, wie dem Ersteren die Sage noch in einem ziemlich ungeschmückten für romantische und dramatische Poesie weniger geeigneten Gewande erscheine, und wie erst ein Etterlin und Tschudi sichtbar bemüht gewesen sind, die Sage mit der Form zu umkleiden, in der wir sie jetzt erblicken. Eines der Hauptmomente aber und zwar gerade der Punkt, welcher den Knoten des Dramas eigentlich schürzt, nämlich das Einstecken mehrerer Pfeile fehlt, wie bereits bemerkt ist, bei Ruß, und erscheint plötzlich bei Etterlin und Tschudi. Man vergleiche nun aber Saxo's Worte: Ut in te primi errorem reliquorum acumine vindicarem, oder die ähnlich lautenden von Crantz: Si mea manus frustrata fuisset, proximum tu excepisses praecordiis, et deinde qui primum se commovisset, tertium, — man vergleiche, sage ich, diese Worte mit der betreffenden Stelle Etterlin's: „ich wolte üch selbs

oder der üweren etlich nit gefelt, sundern jn mit dem pfil so ich im göller hat, ze tode erschossen han," und man wird sich der Vermuthung nicht enthalten können, der Schweizer habe diesen Zug von dem Dänen entlehnt*). Wahrscheinlich ist es demnach, daß die Chronisten des sechszehnten Jahrhunderts ihre Sage aus Saxo, wenn auch nicht gerade entnommen, doch von der scandinavischen Erzählung manchen Zug entlehnt und mit ihrem eigenen Berichte verschmolzen haben. —

Allein das genügt uns nicht. Wir fragen weiter, ob denn gar keine Möglichkeit dazu vorhanden war, daß, auch bevor die Chronik Saxo's gedruckt war, ein Einfluß der scandinavischen Sage auf die schweizerische stattgefunden habe? Wir erinnern hier nur an den alten Glauben der Schweizer, sie seyen zum Theil Abkömmlinge der Schweden**), und durch eine Auswanderung aus Scandinavien nach den Thälern der Schweiz übergesiedelt worden — einen Glauben, den wir hier weder zu beweisen noch zu widerlegen versuchen wollen. Merkwürdig ist aber, daß das Land Schwytz im Lateinischen denselben Namen (Suecia) bewahrte, den das Stammland Schweden hatte. Es könnte also auch auf diesem Wege die alte Tokosage im Volke fortgelebt haben, und die That des Schützen aus dem zehnten Jahrhundert mit der Geschichte des Tell aus dem vierzehnten Jahrhundert verflochten worden seyn. Daß aber ein Zusammenhang zwischen beiden Sagen nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich gewesen sey, darauf hat Aschbach***)

---

*) S. auch Tschudi's Worte: „wann ich min Kind getroffen hette, daß ich üch mit dem andern Pfyl erschossen, und one Zwifel üwer nit gefält wölt haben."

**) Vgl. E. G. Geijer's Geschichte von Schweden. 1. Theil, S. 45—49, und Giesebrecht a. a. O. S. 124, 125. —

***) In der angeführten Recension in den Heidelberger Jahrb. 1836. S. 977. —

noch durch einen andern Grund treffend hingewiesen. Auf die alte Einwendung, Saxo sey erst im sechszehnten Jahrhundert gedruckt worden, erwidert derselbe mit Recht, daß ja der dänische Geschichtschreiber leicht im Manuscript hätte in die Hände der Schweizer gelangen können. „Denn," sagt Aschbach, „war auch der geistige Verkehr zwischen den Völkern Europa's damals selten und schwierig, so fand doch derselbe statt. Die Geistlichkeit unterhielt ihn. Man braucht nur die Chroniken des 13. und 14. Jahrhunderts zu lesen, und man wird finden, daß viele von denselben die Angelegenheiten fast aller Länder Europa's besprechen; auch in den früheren Chroniken ist dieses oft der Fall. In den St. Galler Jahrbüchern erfahren wir Vorfälle, welche sich nicht nur in Deutschland, sondern auch im Süden, Westen und Norden von Europa zutrugen." Auch ist endlich wohl zu beachten, was A. später hinzufügt welch' großen Ruf Saxo's Geschichtswerk genoß, und daß die Geschichte über Tell gerade in eine Zeit fällt, wo, wie sich aus Beispielen nachweisen läßt, die Uebertragungen und Vermischungen von Sagen besonders häufig waren. —

Erwägt man alle diese Gründe, so wird es allerdings wahrscheinlich, daß die scandinavische Sage auf die schweizerische großen Einfluß gehabt habe, um so mehr da, wie wir im ersten Theile unserer Arbeit gezeigt zu haben glauben, von den Thaten, die man dem Tell zuschreibt, keine historisch zu begründen ist. Etwas Gewisses darüber aufzustellen, wäre eben so kühn gefolgert, als wenn Hisely und nach ihm Ideler aus dem spätern Drucke des Saxo jeden Zusammenhang läugnen zu dürfen glauben. —

Wenn dagegen Ideler*), nach Williman's Vorgang, die Entstehung der Sage aus der allgemein gebräuchlichen Redeweise: „er schießt so gut, daß er seinem Kinde den Apfel vom Haupte schießen kann," zu erklären geneigt ist, so hat

*) S. a. a. O. S. 65. —

das allerdings die Erfahrung für sich, welche uns lehrt, wie oft bildliche Redeweisen zu Sagen Anlaß geben, und unter den Händen volksthümlicher Geschichtschreiber zur Historie umgeformt werden. Freilich ist auch dieses ein Punkt, worüber mit Sicherheit zu entscheiden der Mangel an kritischen Beweisen uns hindern muß. —

Da wir uns aber doch einmal auf die scandinavische Sage eingelassen haben, so halten wir dies für den passendsten Punkt, J. Grimm's Ansicht, die wir oben nur angeführt haben, zu berühren. Grimm*) vergleicht nämlich den Namen Tell, Bell**), Velent***), Bellerophon, und stellt sie etymologisch mit telum, βέλος, τῆλε zusammen; auch die Namen Clym, Clough, Cloudesly, welche in der englischen Ballade vorkommen, führt er auf Wortstämme von gleicher Bedeutung zurück, und stellt den Namen Toko mit τόξον zusammen. Was die letztere Etymologie betrifft, so bemerken wir nur, daß uns aus Vedel Simonson's Darstellung klar hervorzugehen scheint, daß man die Persönlichkeit Toko's keineswegs der bloßen Allegorie überlassen darf †), indem bei ihm wie bei Tell die Existenz auf zu sicherem Grunde zu beruhen scheint. Wenn aber Grimm auf diese Etymologie gestützt selbst den Namen Tells als unhistorisch verwirft, und darin blos ein Apellativum sehen will, das die Bedeutung eines Schützen enthält, so müssen wir offen gestehen, daß wir die Etymologie für einen zu ungewissen Beweisgrund

---

*) Vgl. Schlegel's Deutsches Museum III. p. 58 ff. —

**) In der altenglischen Ballade, die Ideler S. 30—55 mittheilt, heißt aber, wie Ideler richtig bemerkt, der Schütze nicht Bell, sondern Cloudesly. —

***) Velent heißt aber in der Wilkinasage (Cap. 27) der Schütze nicht, sondern es ist sein Bruder Eigil, der den Meisterschuß thut. —

†) Auch zeigt Vedel Simonson, S. 82, daß schon frühere Vorfahren Toko's denselben Namen trugen. —

halten, als daß man mit ihr historische Fakta widerlegen oder auf sie Geschichte bauen könnte. Denn hier scheint uns ganz besonders der Ausspruch des Tacitus seine Anwendung zu finden, wenn er sagt: Talia neque confirmare argumentis, neque refellere in animo est: ex ingenio suo quisque demat, vel addat fidem. — Wir glauben aber oben durch genügende Beweise die Existenz eines Mannes, Namens Tell, begründet zu haben, und können deshalb durch keine Etymologie von der Unwahrheit jenes Factums überzeugt werden. —

Allerdings scheint aber der Name Tell kein Eigenname, sondern ein Apellativum, oder besser gesagt, ein Beiname gewesen zu seyn, und schon ältere Schweizer, die an die Tell-sage glauben, haben dies angenommen. So meint Spreng zu der Stelle Etterlin's: „Were ich witzig, so hieße ich anders dann der Tell," welche sich auch bei Tschudi findet, „Tell hieße nach dem Buchstaben ein Einfältiger, von talen, einfältig oder kindisch thun *)." Ob diese Ableitung des Namens, oder eine andere, die richtige sey, wagen wir nicht zu entscheiden, sondern überlassen es einem Jeden, sich diejenige auszuwählen, die ihm am meisten zusagt. Von historischer Bedeutung ist keine von allen und bei der Prüfung des geschichtlichen Gehaltes der Sage glaubten wir weder auf die eine noch auf die andere Rücksicht nehmen zu dürfen.

Nimmt man indessen das, was sich über den Zusammenhang mit Saxo's Erzählung im Laufe der Untersuchung ergeben hat, mit dem zusammen, was wir in der ersten Abtheilung über das Fabelhafte der ganzen Erzählung und den Mangel aller historischen Begründung gesagt haben, so dürfte sich leicht ergeben, daß die einzelnen Theile der Sage

*) Wir haben die Stelle bereits oben S. 53 angeführt und machen hier nur noch auf Wachter Glossarium German. p. 1656 aufmerksam, welcher ebenfalls tal durch sermo, talen durch loqui übersetzt, und es mit dem angelsächsischen talian zusammenstellt.

erst später sich so entwickelten, wie wir sie jetzt vor uns sehen, daß zu wenig Beweis vorliege, um den Schuß des Tell der Geschichte zuzuweisen, daß vielmehr nicht unwahrscheinlich sey, diese ganze Sage sey, entweder aus der von Williman angeführten sprichwörtlichen Redensart, oder aus der verwandten scandinavischen Volkssage, entstanden. Daß ein Zusammenhang mit der letzteren wenigstens möglich, wo nicht gar wahrscheinlich sey, glauben wir mit genügenden Beweisen dargethan zu haben. —

---

§. 2.

Die übrigen Theile der Tellsage.

Nach dem fast einstimmigen Bericht der Chronisten wird Tell, nachdem er den Meisterschuß gethan, von dem Landvogt gefragt, warum er mehrere Pfeile eingesteckt habe; die offene und drohende Antwort Tells, die darauf erfolgt, gibt dem Vogte Veranlassung, ihn zu binden und wegzuführen. Ruß allein, welcher doch viel früher gelebt und von allen Geschichtschreibern, die wir besitzen, die Tellsage zuerst erwähnt hat, weicht davon ab. Er sagt nämlich: „Nun merkent eben, wie Wilhelm Tell die Undätt, als ihr vorgehört handt, so im von dem Landvogt beschehen was, rechen wolt, dan er das nit lenger mer erliden mocht und für gen Ure und sammelten da die Gemeinde und klagte inen das mit weinenden Augen — das vernahm der Landvogt und vieng in u. s. w." Seine Angabe scheint mir ebenso wenig begründet zu seyn, als die der übrigen Chronisten. Es ist vielmehr nur allzu deutlich, es fehlte dem Melchior Ruß an einem passenden Motive, das den Landvogt bewog, den Schützen zu fesseln; er nahm daher die angeführte Veranlassung zu Hülfe, die freilich ziemlich matt und undramatisch dasteht. Dies mochte denn die Späteren

bestimmen, sich nach einem kräftigeren Beweggrunde umzusehen und den fanden sie in der scandinavischen Sage und dem dort berichteten Einstecken mehrerer Pfeile. —

Gehen wir aber in der Betrachtung der Sage weiter, so erfahren wir, wie der Landvogt den Tell über den See führt, wie dort, um mit Etterlin zu reden, „durch göttliche Fürsehung" ein Sturm entsteht und dem Tell dadurch Gelegenheit wird, sich zu befreien. Daß der Landvogt auf dem gefahrvollen See sich nicht besser mit Fährmännern versieht und so sein eignes Leben nnd die ersehnte Rache an dem verhaßten Feind den Winden preißgibt, möchte sich noch eher glauben lassen; daß er aber dem Tell sogar das Schießzeug mit in das Schiff gibt und ihm so immer noch die Möglichkeit frei läßt sich zu rächen, das scheint uns gar zu gesucht und blos deßhalb herbeigeholt, um den überraschenden Ausgang des Drama's wahrscheinlicher zu machen. Auch scheint Tschudi selbst dies gefühlt zu haben, wenn er gleichsam zur Entschuldigung dieser Unvorsichtigkeit des Landvogts die Worte beifügt: „und nam des Tellen Schießzüg ouch mit im, er wollts im selbs behalten;" allein dies macht die Sache nur noch unwahrscheinlicher und zeigt uns, wie selbst die leidenschaftlichsten Anhänger der Sage sich bemühen mußten, Widersprechendes und Unglaubhaftes durch eigenmächtige Zusätze und Interpolationen glaubhafter zu machen. —

Aber auch in dem letzten und bedeutendsten Theil der Sage finden sich die auffallendsten Widersprüche. Die Mehrzahl der Chronisten läßt den Landvogt bekanntlich in der hohlen Gasse bei Küßnacht sterben; Melchior Ruß, der älteste Zeuge der That dagegen sagt: „er nam sin armbrest, so hinten auf dem Bort lag und sprang uf die Blatten und spien af und erschoß den Landvogt." — Ohne Zweifel gibt R.'s Darstellung dem Betragen Tells einen edleren und mannhafteren Anstrich, das Gehässige des Meuchelmords von sicherem Standpunckt aus wird dadurch gehoben, allein wahrscheinlich

ist sie nicht. Denn wer möchte glauben, daß Tell in dem Augenblicke, wo er zuerst an seine Rettung denken mußte, wo ihm die Rachegedanken ferner lagen als zuvor, wo zugleich der Sturm der Elemente den Flug des Geschosses unsicher zu machen schien — wer möchte glauben daß Tell da seinen Feind getödtet habe? Es mochte den Späteren auch so vorkommen; darinn änderten sie die Stelle; sie zogen dem mehr romantischen Bericht den wahrscheinlicheren vor, und ließen Geßlern in der hohlen Gasse sterben. —

Wie wenig beglaubigt muß uns indessen die ganze Nachricht von Geßlers Tode sich zeigen, wenn wir uns erinnern, daß Kopp bereits aus Archiven*) nachgewiesen hat, daß es nie einen Geßler in Küßnacht gab? Muß man nicht erstaunen über die Willkühr, mit welcher der Späteren kecker Patriotismus Namen, Localitäten und Ereignisse erdichtet hat, blos in der Absicht, die Anfänge ihrer vaterländischen Geschichte zu verherrlichen? —

Wir glauben aber, die Untersuchung über die Einzelnheiten der Sage von Tell damit beschließen zu können. Wir haben bereits in der ersten Abtheilung (1. Abschnitt) nachgewiesen, auf welch schwachem Pfeiler die Glaubwürdigkeit der ganzen Erzählung beruhe; wir haben dann (2. Abschnitt §. 2) auf die Widersprüche und Abweichungen der einzelnen Aussagen aufmerksam gemacht, und nun in dieser letzten Abtheilung zu zeigen versucht, wie sich mit der scandinavischen Sage nicht nur ein Zusammenhang wahrnehmen ließe, sondern wie auch die Tellsage in ihren Einzelheiten so wenig zusammenhänge und so viel Unwahrscheinliches enthielte, daß ihr in der Geschichte kein Platz einzuräumen sey. —

---

*) Die betreffenden Urkunden sind bereits oben S. 13 und 15 angeführt worden. —



Schluß.

Fassen wir nun aber das Ergebniß unserer ganzen Untersuchung noch einmal in wenige Sätze zusammen, so wäre dasselbe etwa folgendes:

1. Tells Zusammenhang und Einfluß auf die Befreiung der drei Waldstädte wird durch alle authentischen Quellen älterer Zeit angegriffen. Eine historische Bedeutung des Wilhelm Tell ist durchaus nicht anzunehmen; Befreier der Schweiz war Tell nicht; daran haben schon seine nächsten Nachkommen gezweifelt und bereits achtzig Jahre nach seiner angeblichen That war man nicht mehr recht im Stande, in den Berichten von ihm, die Sage von der Geschichte zu unterscheiden.

2. Die Existenz einer Person mit dem Namen Tell ist jedoch als unbezweifelt anzunehmen; auch ist es möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß er in einem kleinen Kreise etwas an sich Unbedeutendes und in seinen Folgen ganz Isolirtes gethan habe, was ihn unter seiner nächsten Umgebung auszeichnete. —

3. Die dankbare und patriotische Nachwelt nahm es jedoch nicht so genau; sie machte seinen Namen zum Symbol der schweizerischen Thatkraft und Freiheitsliebe; sie schmückte ihn mit fremden Federn, trug wahrscheinlich auch eine alte scandinavische Sage in die Geschichte von Tell hinüber, so daß er bald zu dem hochgefeierten Helden ward, als der er jetzt erscheint; um so mehr da Denkmale und Feste, deren Stiftung freilich erst später fällt, die Erzählung unwiderlegbar darzuthun schienen. —

4. Die Sage selbst aber, wie sie in Chronik und Poesie erscheint, ist im Allgemeinen durch zu wenig authentische Beweise unterstützt, als daß man sie für wahr halten könnte. Ja bei Einzelnem läßt sich sogar ganz deutlich nachweisen, daß sie unhistorisch ist und auf späterer Erdichtung beruht.

Der denkende Geschichtskenner hat aber hier ein recht lebendiges Beispiel, wie aus kleinen Anlässen Großes zu entstehen pflegt; wie dann die Nachwelt, das Entstehende mit dem später Gewordenen vergleichend, den großen Maaßstab an das Kleine und an sich Unbedeutende anlegt; wie der große Haufe des Volkes mit der Thatsache sich nicht begnügt, sondern das Wichtigste von dem Geschehenen gern an eine Person knüpft; wie sich dann bald Enthusiasten genug finden, um dem Stoff, der sich in der Phantasie der Masse gebildet hat, Form und Gestalt zu geben, bis es denn am Ende so weit gekommen ist, daß die Schöpfer der Sage selbst an ihre unbegränzte Wahrheit glauben und die Nachwelt Mühe hat, das Bewährte von dem Unbewährten, das Geschichtliche von dem Sagenhaften und Mythischen zu trennen. —

Beilage:

Die oben S. 21 angeführte Stelle des Johannes von Winterthur lautet teutsch also:

„Zu dieser Zeit, im Jahr des Herrn 1315, entzog sich in den Thälern, die man Schwytz nennt, ein Bauernvolk das von hohen Gebirgen ganz umgeben war, dem Gehorsam, dem Dienste und den gewohnten Pflichten, welche sie dem Herzog Leopold schuldeten und rüstete sich zum Widerstand gegen ihn; es vertraute auf die Schutzmauern und die festen Wehren seiner Berge. Dies wollte der Herzog Leopold nicht mit Stillschweigen übergehen und um den heil. Martinstag versammelte er in großem Zorn von den ihm unterworfenen Städten und anderen Bundesgenossen ein leichtgerüstetes Heer von 20000 Mann, wie man sagt, um jene rebellischen Bergbewohner zu besiegen, zu plündern und zu unterjochen. Bei diesem Heere hatte der Herzog Leopold eine sehr rüstige und auserwählte Mannschaft, die zum Kampfe durchaus erfahren und ohne Furcht war. Es kamen aso die Männer jenes Heeres einmüthig zusammen wie ein Mann, um jene Bauern, die statt Mauern mit Gebirgen sich umgaben, zu besiegen und zu demüthigen; und weil sie über ihren Sieg, über die Einnahme, die Plünderung und Verheerung jenes Landes ganz sicher seyn wollten, nahmen sie Seile und Stricke mit sich, um mit deren Hülfe die Beute an Schaafen und Ochsen mit sich zu führen. Das hörten jene und in gewaltiger Furcht befestigten sie die schwächeren Stellen ihres Landes und die leichter zugänglichen, mit Mauern, Gräben und auf jegliche andre Weise, und empfahlen sich Gott mit Bitten, Fasten, Umzügen und Gebeten und nahmen zuvor alle Gebirgshöhen ein, und es wurde ihnen geboten die Uebergänge zu besetzen und wo sie zwischen den Bergen einen Engpaß sähen, ihn einzunehmen. Und sie thaten, wie ihnen befohlen, und es rief das ganze Volk inständig zu Gott, und es demüthigten ihre Seelen sie selbst und ihre Weiber und flehten einstimmig zu dem Herrn, daß

ihre Heerden nicht zur Beute würden, und ihre Frauen nicht der Theilung, ihre Gefilde der Vernichtung, ihre Ehre und ihre Tapferkeit nicht der Befleckung preisgegeben würden. Sie beteten also von ganzem Herzen zu Gott, er möge sie als sein Volk heimsuchen, indem sie sprachen: Herr! Gott des Himmels und der Erde sieh an ihren Stolz und blicke auf unsre Demuth und zeige, daß du die nicht verlässest die auf dich trotzen und daß du die demüthigest, welche auf sich trotzen und sich mit ihrer Stärke brüsten. Dies aber sprachen sie, indem sie ihren Starrsinn bereuten und mit aller Kraft den Frieden wünschten durch einen Herrn, Namens Graf von Toggenburg, einen Mann durch Kraft des Geistes und Körpers hervorragend, welcher Vermittler ward zwischen beiden, indem er sich bemühte, den Frieden zwischen ihnen herzustellen und alle Zwietracht auszugleichen. Obschon dieser mit vielem Bemühen den Abzug beider Theile hatte zu erreichen suchen, so richtete er doch nichts aus bei dem Herzog Leopold, weil dieser, allzu erbittert gegen die Schweitzer und von gar zu großer Wuth gereizt, die demüthigen Bedingungen die ihm durch den Grafen von Toggenburg dargebracht wurden, nicht annehmen, sondern sie blos besiegen und mit ihren Sachen auseinanderjagen wollte. Als dies die Schweitzer hörten, wurden sie von Furcht und Zittern bewegt. Sie nahmen also ihre Kriegswaffen und lagerten sich über den Plätzen, wo der Durchgang eng war und nur ein Fußsteig durchzieht, und bewachten den Ort den ganzen Tag und die Nacht." (Folgt die Beschreibung der Schlacht am Morgarten. Dann fährt er fort): „Es sollen aber in jener Schlacht fünfzehnhundert Mann durch das Schwerdt gefallen seyn, ohne die welche an dem angeführten Orte ertranken; und wegen der Niederlage des Heeres waren lange Zeit in jenen Gegenden die Kriegsleute selten geworden. Denn es fielen fast blos Kriegsmänner und andre Adelige, die von Jugend auf in den Waffen geübt waren. Welche aber andre

Richtungen einschlugen, um das Land einzunehmen, die entgingen den blutigen Händen der Feinde; denn da sie hörten, daß die andern so erbarmungslos von den Feinden niedergehauen würden, sezten sie alles andere hintan und entflohen, um ihr Leben zu retten. Von den einzelnen Landschaften, Schlössern nnd Städten kamen viele um, und während der allgemeinen Freude und dem Jubel hörte man einzelne Stimmen der Klage und des Jammers. Von der Stadt Winterthur kam aber keiner um, mit Ausnahme eines einzigen Bürgers, der sich von den Andern absonderte und sich zu seinem Verderben zu den Edeln gesellte. Die übrigen kehrten alle gesund und wohl zu den ihrigen zurück, unter ihnen auch Herzog Leopold von Oestreich, der vor gewaltiger Trauer halbtodt zu seyn schien. Ich habe das mit eigenen Augen gesehen, weil ich damals Schüler war und mit andern Schülern nicht wenig erfreut meinem Vater entgegen gieng. — Nach dem Krieg sind die Schweitzer durch die Waffen der Erschlagenen und Ertrunkenen und durch die übrige Beute sehr bereichert worden in Waffen und Geld, und für den Sieg, den ihnen Gott an jenem Tage verlieh, stifteten sie ein Fest und einen Feiertag, der alljährlich immerfort sollte begangen werden."

Mutius' Stelle aus seiner „Geschichte der Teutschen," welche wir oben S. 25 angeführt haben, lautet teutsch also:

„Es ereignete sich also um das Jahr 1300, daß der Graf von Habspurg in dem engen Thal von Uri einen Edeln als Landvogt hatte, einen stolzen und tyrannischen Mann, der ganz unerträglich geworden war sowol durch andre tyrannische Handlungen, als auch besonders, weil er in ungezügelter Lust keine schöne Jungfrau oder auch Frau unverführt ließ. Erst that er es heimlich, dann gieng seine Frechheit so weit, daß er es gar nicht mehr verheimlichte, sondern wenn er bei den Edeln der benachbarten Schlösser

zechte, sich dessen sogar laut rühmte. Da er nun von zwey Zwillingsbrüdern die Schwester entehrt hatte, so tödeten ihn diese. Da der Graf von Habsburg diese That nicht ungeahndet lassen wollte, so verschworen sich auch andere, endlich trat auch das ganze Thal von Uri bey, und nachdem sie an einem Tage mehrere Edle getödtet hatten, zerstörten sie zwey, oder wie andre wollen, drei Burgen. Auch die Underwaldner traten sogleich bei und zerstörten ohne Zaudern alle festen Burgen. Die Empörung und des Aufstandes Anfang hatte veranlaßt der Edlen unerträgliche Tyrannei; keinem war etwas Eigenes; was den Vögten gefiel auf den Höfen der Bauern und Hirten (denn die meisten lebten als Hirten, wie auch jetzt noch zu sehen) das rafften sie wie ihr Eigenthum weg, nnd keiner wagte es ungestraft zu fragen, warum sie das thäten. Hatte er einen fetten Ochsen, oder sonst ein schödes Stück Vieh, so führten sie es weg. Hatte einer Butter oder Käse aufbewahrt, so holten sie ihn, schickten ihn in die Städte am Rhein und tauschten ihn gegen Wein aus, in dem sie sich täglich betranken. Hatte einer eine schöne Gattin oder Tochter, so luden sie ihn auf die Schlösser ein, und kein Ehemann oder Vater durfte einen Verdacht äussern, oder auch die Frau oder Tochter nur fragen, was sie auf der Burg gethan, warum sie so lange gezaudert hätten. Daß ein Volk, das durchaus nicht sclavischer Natur ist, eine solche Tyrannei nicht ertragen habe, darf uns nicht wundern.

Die Verse, die angeblich von Heinrich von Hünenberg seyn sollen, und die wir oben S. 55 angeführt haben, lauten teutsch also:

Als mit dem tödtlichen Pfeil auf den Sohn nun gezielet der Vater,
Tell, nach deinem Befehl, feindlich gesinnter Tyrann),
Trifft das gefährliche Rohr nur den Apfel, und nicht den Knaben.
Aber der andre hat dich, rächend dem Tode geweiht.—



Die Stelle aus **Saxo Grammaticus**, die sich oben S. 90 findet, heißt:

„Ein gewisser **Toko**, der eine Zeitlang in des Königs Diensten gestanden, hatte sich durch seine Dienste, welche die Bemühungen seiner Kameraden überragten, viele Feinde gemacht. Als sie nun einst bei einem Gelag etwas trunken sich unterredeten, rühmte er sich, ein so geschickter Schütze zu seyn, daß er einen noch so kleinen Apfel, der auf einen Stock gesteckt wäre, aus weiter Entfernung mit dem ersten Schuße treffen könne. Diese Rede, mit neidischem Hasse aufgefaßt, gelangte auch zu den Ohren des Königs. Und bald verwandelte des Fürsten tückischer Sinn das Selbstvertrauen des Vaters in eine Gefahr des Sohnes, indem er befahl, an die Stelle des Stabes das theuerste Pfand seines Lebens hinzustellen; und wenn der Urheber des Versprechens nicht mit dem ersten Schuß den Apfel getroffen hätte, dann solle er mit seinem eigenen Leben für die leere Prahlerei büßen. Es drängte der Befehl des Königs den Krieger, noch Größeres auszuführen, als er versprochen, weil der hinterlistige Sinn der Neider die Prahlerei eines im Trunke gesprochenen Wortes hervorhob. Er wird daher durch das, was er gesprochen, auch zu dem gezwungen, was er nicht gesprochen, und es geschah, daß er das versuchte, was er zuvor sich nicht anmaßte und was er früher als Geschäft nicht getrieben hatte, in der Erfahrung rühmlich vollendete. Denn seine feste Tapferkeit, wenn gleich in Schlingen des Neides verwickelt, konnte doch das gerechte Selbstvertrauen nicht vergessen. Ja, der Ausgang der unternommenen Probe war um so sicherer, je schwieriger sie war. **Toko** brachte daher seinen Sohn und ermahnte ihn ernstlich, mit gleichem Ohr und unverwandtem Haupt so ruhig als möglich das Rauschen des kommenden Geschoßes zu erwarten, damit er nicht durch eine leichte Bewegung seines Körpers den Erfolg der größten Kunstfertigkeit fruchtlos mache. Um ihm alle Furcht zu benehmen, wandte er dessen Gesicht

ab, damit der Knabe nicht, wenn er den Pfeil sähe, erschräcke. Er nahm hierauf drei Pfeile aus seinem Köcher; der erste, den er auf den Bogen legte, traf das vorgesetzte Ziel; hätte der Zufall statt dessen des Jünglings Haupt dem Pfeile preisgegeben, so wäre des Sohnes Strafe ohne Zweifel für den Vater zur Gefahr geworden, und das Fehlen des Geschosses hätte beide, den Schützen wie den Erschossenen, ins Verderben gestürzt. Drum weiß ich nicht, soll ich mehr des Vaters Muth, oder des Sohnes Charakter bewundern; der eine hat durch die Fertigkeit seiner Kunst sich vor Kindesmord bewahrt, der andere durch körperliche und geistige Festigkeit sich das Leben, dem Vater die Liebe bewahrt. Denn des Knaben Körper hat des Mannes Sinn gestählt, indem er eben so viel Muth beim Erwarten des Geschosses bewies, als der Vater beim Schusse Geschicklichkeit zeigte. So hat er durch seinen festen Sinn sich das Leben, dem Vater Rettung erhalten. — Als aber der König den Toko fragte, warum er mehrere Pfeile aus dem Köcher genommen, da er er das Glück seines Bogens doch nur einmal versuchen mußte, erwiderte er: „„Um an dir, durch die Spitze der andern, das Fehlen des ersten zu rächen, damit nicht meine Unschuld gestraft, deine Gewaltthat straflos würde."" — Durch dies so freimüthige Wort zeigte er, daß ihm der Name des Tapfern, dem königlichen Befehl aber Strafe gebühre. — — — — — — — Später zog sich König Harald in das Dunkel eines dichten Waldes zurück; als er dort, um sich zu entleeren, im Gesträuche saß, traf ihn das Geschoß des rachedürstenden Toko; er wurde verwundet nach Julin zurückgebracht und starb so plötzlich. —

Die Stelle aus Albert Crantz (S. oben S. 94) lautet also:

„Indessen hatte der König auserwählte Kämpfer mancherlei Gattung um sich. Es war unter ihnen einer, der sich

rühmte, ein so ausgezeichneter Schütze zu seyn, daß er selbst den kleinsten Punkt treffen könne. Und da er sich brüstend, alle andern verachtete, befahl der König, er solle seinen eigenen Sohn hinstellen, und von seinem Haupte einen Apfel herunterschießen, indem er so seiner Prahlerei eine große Gefahr als Strafe auferlegte. Er erfüllt des Königs Geheiß. Er stellt seinen Sohn und ermahnt ihn, sich nicht zu regen. Während dem sucht der Schütze sich drei Pfeile aus, legt den Apfel auf den Kopf und schießt ihn mit dem ersten Wurf herunter, vor den Augen des Königs und zum großen Erstaunen der Uebrigen. Da fragt ihn der König, zu welchem Gebrauch er die beiden andern Pfeile aufgespart hätte? Ohne Zögern erwidert er: „„Du hast mich durch deinen Befehl in diese Gefahr gebracht; hätte meine Hand gefehlt, so hätte dein Herz den nächsten erhalten, und, wer sich von den Deinigen geregt hätte, den dritten."" — Der König ließ den gerechten Schmerz des tapferen Mannes ohne Strafe." —

butnm. X. Cap. Der Census. XI. Cap. Das Gerichtswesen. XII. Cap. Blick auf die spätere Entwickelung der Servianischen Centurienverfassung. Beilage. Ueber die wahrscheinliche Dreitheiligkeit der Ramnes und Tities. Verbesserungen und Zusätze. Sachregister.

Maurer, G. L. von, das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. 3 Bde. gr. 8. 6 Rthlr. 16 ggr. — 12 fl.

Schlosser, F. C., Leben des Theodor de Beza und des Peter Martyr Vermili. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeiten der Kirchenreformation. Mit einem Anhange bisher ungedruckter Briefe Calvin's und Beza's und anderer Urkunden ihrer Zeit; aus den Schätzen der Bibliothek zu Gotha. gr. 8. 2 Rthlr. 12 ggr. — 3 fl. 45 kr.

Schlosser, F. C., Geh. Rath u. Prof. Geschichte des Achtzehnten Jahrhunderts und des Neunzehnten bis zum Sturze des französischen Kaiserreich's. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. 1r. Band das 18te Jahrhundert bis zum Belgrader Frieden. 2r. Band bis zum allgem. Frieden um 1763.

Die Fortsetzung erscheint im nächsten Jahre.

Preis jeden Bandes Rthlr. 3 8 ggr. oder fl. 6.

Acta Seminarii Philologici Heidelbergensis. Fasciculus I. Sophoclis Ajax, Electra, Oedipus Rex emendatae et illustratae ex Codic. Palat. Edidit *C. L. Kayser*, Ph. Dr. 8. 1839. 16 ggr. oder 1 fl.

Weber, Dr. Georg, geschichtliche Darstellung des Calvinismus im Verhältniß zum Staat in Genf und in Frankreich bis zur Aufhebung des Edikts von Nantes. gr. 8. 1836. 2 Rthlr. — 3 fl. 36 kr.



